

Proletarier aller Länder vereinigt euch!

КРАСНОДАР
БИБЛИОТЕКА
С. С. С. Р.
ИМЕНИ
В. И. ЛЕНИНА

Н. С. С. Н.

Unsere Wirtschaft

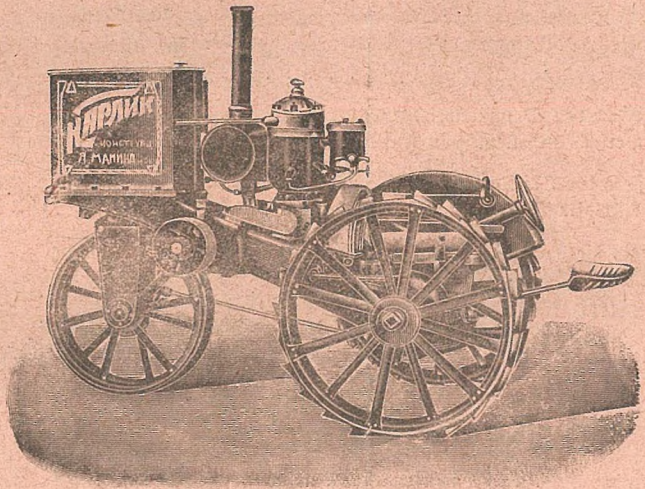
Organ der Kooperativen Beratung der ASRR der Wolgadeutschen.

Иллюстриerte Halbmonatsschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Erscheint zweimal monatlich.

Nummer 21. | Pskovsk, 15. November 1924. | Jahrgang 3.



„У н з е р е В и р т ш а ф т“

двухнедельный журнал

Орган Кооперативного Совецания Обкома РКП (б.) АССР немцев Поволжья.

Адрес редакции: Покровск, Коммунарная площадь № 4.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Zwischen zwei Wahlen. Von J. H.	625
Politische Rundschau	627

Wirtschaft und Wissen:

Die Oktoberrevolution und die KKP. Von J. Schmidt.	629
Der Direktor der Fabrik „Wiedergeburt“ in Marijstadt. Von Wilhelm Noll, Ingenieur.	631
Die Konsumkooperation auf dem Markte der deutschen Wolgarepublik. Von A. Szubomudrow.	633
Zur Frage des ersten Lese- und Schreibunterrichts. Von Fr. Bach.	635
Die Emigranten-Arbeiter in Amerika. Aus dem Englischen zusammen- gestellt von Jngold. (Fortsetzung)	637
Verjüngungsversuche. Von H. C.	638
Das Töpfergewerbe in Sussk. Von J. C. (Fortsetzung.)	640

Landwirtschaft:

Die Kultur des Weinstocks im Unteren Wolgagebiet. Von Heimr. Hüger, Agronom (Fortsetzung)	641
Der Anbau von Sommerweizen im Südoften. Nach den Arbeiten der Versuchsanstalten. Von Antropow, Agronom	643
Die Pflege der Obstbäume. Von Dmitrijew, Lehrer am Technikum in Nikolajewski Gorodok. (Fortsetzung.)	644
Der Rotz, die Geißel der Pferdezuucht. Von E. Rapoport, Veterinärarzt.	647

Kultur und Leben:

Anatole France. Von Wilhelm Herzog.	649
Gegen den Strom Erzählung von Walter Born. (Fortsetzung.)	650
Nebelträume Von Lili-Vila. (Schluß.)	654
Bücherschau.	656

Beilage: Naturbilder aus unserem Gebiet.

Eine gewandte Fliegerin. Von L. B.	73
Eine seltsame Jagd. Von L. B.	74

Unsere Wirtschaft

Illustrierte Halbmonatsschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Erscheint zweimal monatlich.

Bezugspreis:		Anzeigen:	
Für einen Monat mit Uebersendung . . .	60 Kop. in Gold.	Die Petit-Zeile oder deren Raum . . .	25 Kop. in Gold.
Vierteljährlich	1 Rbl. 25 "	Fürs Ausland	15 Cents.
Fürs Ausland für 6 Monate	3 Dollar.		

Nummer 21.

Wotrowsk, 15. November 1924.

Jahrgang 3.

Zwischen zwei Wahlen.

(МЕЖДУ ДВУХ ВЫБОРОВ).

Von F. S.

Die englische Arbeiterregierung hat abgewirtschaftet. Der Mehr hat seine Pflicht getan, der Mehr kann gehen. Herr Macdonald war der englischen Bourgeoisie lieb und gut, bis er die heikelsten Fragen der gegenwärtigen Politik im Interesse der herrschenden Klassen Englands gelöst hatte. Nach acht Monaten gelang es ihm jedoch, sich selbst und seine Arbeiterpolitik überflüssig zu machen. Er kam mit großem Tam-Tam, begleitet vom Jubel der 2. Internationale, die sich die „andere“ (nicht bolschewistische) Richtung des Sozialismus nennt. An diesem Jubel nahmen zweifelsohne große Massen der englischen Arbeiterchaft teil. Man schrie und vergoß Freudentränen, als Macdonald, der neue Christus, Erlösung und Frieden verheißend, auf dem Sockel seines politischen Programms dem Ministerstuhl zuwitt.

Wir wußten damals, daß das „tausendjährige“ Reich Macdonalds kaum ein Jahr dauern wird. Die Politik der werktätigen Klassen darf nämlich nicht auf Meinungsverschiedenheiten der herrschenden Klassen aufgebaut sein, wie es in England der Fall ist, weil alle Meinungsverschiedenheiten zwischen Großgrundbesitzern und Fabrikanten abdampfen, sobald die Arbeiterklasse sich so regt, wie es ihren eignen Interessen, nicht aber den Träumen und Wünschen ihrer Führer entspricht.

England leidet auch in gewissem Sinne an den Kriegsfolgen wie andere Staaten. Die

endlose Arbeitslosigkeit im Inneren, die ewige Spannung nach außen, die ungelösten Fragen der Weltwirtschaftsgenehung und die Regelung der Verteilung auf Kosten der Werktätigen der ganzen Welt sind Nebenaufgaben, die zu lösen niemand umhinde ist, geschweige denn irgendwelche „Arbeiterregierung“. Auf dem Wege der Lösungsversuche werden die wahren Interessengegenstände zugepöpst. Die spanische Brand der Interessenverschiedenheiten innerhalb der herrschenden Klassen stürzt ein, und in die Höhe der Politik ragt der grundlegende Gegensatz zwischen Arbeitenden und Nichtarbeitenden. Die englische Arbeiterklasse hat gewiß von Macdonald mehr erwartet, als sie bekam, aber sie bekam von Macdonald einen Anschauungsunterricht über das wahre Gesicht der Dinge und ihrer Zusammenhänge. Die Wahlen brachten der Konservativen Partei (Großgrundbesitzer und Bankiers) einen unerwartet großen Sieg. Mit diesem Sieg zieht aber auch die unvermeidliche Verschärfung des Klassenkampfes in das ruhige englische Weltreich ein. Macdonald war es zeitweilig gelungen, die große Unzufriedenheit der Werktätigen abzustumpfen. Er segelte mit dem Winde des Vertrauens eines großen Teils der Arbeitenden, aber er gab ihnen nur die Lehre über die Notwendigkeit einer selbständigen, entschlossenen Arbeiterpolitik. Der Weg zur Revolution in England ist sehr krumm und lang, aber er wird

mit der Verschärfung und Vereinfachung der grundlegenden Gegensätze immer kürzer und gerader. In der Politik kommt es überhaupt nicht darauf an, was man wünscht und träumt, sondern darauf, was die Massen machen müssen. Je nach dem Gange des Klassenkampfes kommen die Wege und die Waffen in Betracht und Anwendung. Und das englische Proletariat ist auf dem besten Wege, von diesen Waffen Gebrauch zu machen.

Das deutsche Proletariat ist schon viel weiter auf diesem Wege vorgeschritten, und es macht von den Waffen des verschärften Klassenkampfes viel unmittelbarer Gebrauch als das englische. Der Weg der deutschen Arbeiterchaft ist ein schwerer Leidensweg; er begann auch mit den Träumen über eine fröhdfertige Möglichkeit des Interessenausgleichs. Vor 5—6 Jahren gaben noch die deutschen Macdonalds, die Scheidemänner und Noskes, ihre Richtung der proletarischen Bewegung, aber zur Wegweiserin dieser Bewegung ist die kommunistische Partei Deutschlands geworden. Es ist geschichtlich tatsächlich nachgewiesen am Beispiele der kommunistischen Bewegung in Deutschland, daß die Kluft zwischen Wort und Tat, Traum und Wirklichkeit immer breiter werden muß, weil die bestehenden Verhältnisse tödlich krank sind und Worte kein Heilmittel ersehen.

Die deutsche Regierungsfrage steht auch vor ihrer Entscheidung, da die Schicksalsfrage Deutschlands, der sogenannte Sachverständigenplan, keine Reichstagsmehrheit bekam. Wir schrieben einmal über diese Frage. Hier sei nur kurz wiederholt, daß Deutschlands Selbständigkeit, die seit dem Kriegsende wenigstens noch auf dem Papier war, nun durch dieses Gefundungsverfahren grob und offen aufgehoben wird. Jetzt handelt es sich darum, ob die herrschenden Klassen Deutschlands und ihre Helfershelfer die Last eines verlorenen Krieges auch gesetzgeberisch auf die Schulter des schaffenden Volkes abwälzen oder nicht. Das Parlament ist niemals der richtige Ort gewesen, wo das Leben und seine Nöte eine dauernde Regelung bekamen, aber das Parlament, diese verjährte Schnapblude, ist immerhin der Tummelplatz, wo sich die Lebensfragen widerspiegeln. Der aufgelöste Reichstag konnte keine erforderliche Mehrheit für die Annahme des Sachver-

ständigenplanes aufbieten, weil die Deutschnationalen, d. h. die Partei der Großgrundbesitzer, ihre Interessen mit denen der Bourgeoisie nicht im Einklang sahen und widerspenstig wurden. Die schicksalschwere Stunde der Werttätigen Deutschlands ist wieder ein willkommener Anlaß, die starke und allstündlich mehr Einfluß erkämpfende kommunistische Partei unter die Erde zu jagen. Der gegenwärtige Wahlkampf ist eine ganz offene Hezjagd auf die Kommunisten. Tausende von Verhaftungen finden alltäglich statt. Man macht keine Umstände; die Anklage ist in jedem Falle wegen Hochverrats erhoben. Dadurch wird die ohnehin zugespitzte politische Lage Deutschlands immer bedenklicher, und es darf nicht wundernehmen, wenn es bald kracht, und zwar nicht nur im Reichstag. Der Schwerpunkt des Klassenkampfes liegt schon längst außerhalb des Parlaments. Mögen die jetzigen Zuchthauswahlen ausfallen, wie sie wollen, der Stimmzettel kann das Schicksal des arbeitenden Deutschlands nicht entscheiden, und es bleibt der einzige Befreiungsweg: die proletarische Revolution.

Die Lehre der schon stattgefundenen englischen und der noch stattzufindenden deutschen Wahlen ist eben die, daß Klassenkampf und Revolution keine kommunistischen Erfindungen, sondern Lebensgesetze sind. Das englische Beispiel ist umso interessanter, als es zweifellos einen neuen Zeitabschnitt der englischen Arbeiterbewegung eröffnet. Wir werden in der allernächsten Zukunft die Wiederbelebung des politischen Kampfes der englischen Arbeiterchaft erleben. Das lange Schlummern (seit 1848) war nur deswegen möglich, weil die bisherige Weltmachtstellung Englands auch der Arbeiterklasse, hauptsächlich aber ihren Spitzen, sichtbare Vorteile brachte. Mit der unzweifelhaften Weltmacht steht es heute schief, und die Widersprüche werden immer schärfer, und demzufolge muß Klasse auf Klasse stoßen. Die Werttätigen sind immer unterdrückt, solange es neben und über ihnen Bourgeois gibt. Form- und Ausdruckswechsel der Knechtung ist keine Abschaffung der Knechtung. — Das werttätige deutsche Volk ist schon im Besitze dieser Erkenntnis, und das englische Proletariat schickt sich an, diese Schule mitzumachen, um seinen Platz in den Kampfesreihen des kämpfenden Weltproletariats einzunehmen.

Politische Rundschau.

(Политическое обозрение.)

Der Sowetbund schlug das siebente Blatt seiner Lebensgeschichte um, die das Proletariat in das Buch der Weltgeschichte schreibt. Erst sieben Jahre, aber welche Inhaltsschwere, welche Kraft strömt aus jeder Zeile! An der siebenten Jahreswende ist es an der Zeit, einige Ueberblicke und Ausblicke zu halten.

Heute sitzen unsere Arbeiter nicht mehr hungerrig, kalt und dunkel. Heute stehen unsere Fabriken nicht mehr wie ausgestorben, weil sie keine Rohstoffe oder kein Heizmaterial bekommen können. Gegenwärtig beschäftigen uns ganz andere Fragen. Wo bringen wir unseren Ueberfluß an Heizmaterial, Naphtha und Kohlen hin? Wie halten wir unsere landwirtschaftlichen und Fabrikzeugnisse im Gleichgewicht?

Und all diese Erfolge unserer Staatswirtschaft erreichten wir nicht in ruhiger Zeit. Nicht nur, daß uns von keiner Seite her Hilfe gewährt wurde, auch die Windstille der ruhigen Arbeit gönnte man uns nicht. Aus dem größten Wirrwarr, dem größten Ruin, die die Welt je gesehen führten wir den proletarischen Staat unter den größten Hindernissen und Widerwärtigkeiten, wie Hunger und Mißernten, unter den anstrengenden Gegenwirkungen der stärksten Bourgeoisie der Weltgeschichte, die eine ganze Welt von Feinden gegen uns hegte, auf eine lichtere Höhe. Und ungeachtet der diesjährigen für gewöhnliche Verhältnisse ungeheuren Mißernte, die eine Regierungsmittelunterstützung von 70—80 Millionen Rubel zur Linderung der Not verlangte, steht unsere Wirtschaft fest auf den Füßen. Wir ließen nicht zu, daß sich die Ausfaat infolge der Mißernte vermindert hätte; nein, die Herbstausfaatfläche unserer Wolgarepublik vergrößerte sich um etwa 27 Proz. gegen das Vorjahr. Hauptaufgabe für die nächste Zukunft bleibt, die Produktivität der Arbeit zu steigern und die Lage der Bauern zu erleichtern.

Der Hauptstrom der englischen Arbeiterbewegung zieht nach links, wie nun auch die verschiedenen politischen Stürme die Oberfläche aufwühlen und die Wellen gegen den Strom peitschen mögen.

Dieses ist die Hauptidee der englischen Wahlen. In unserer vorigen Rundschau schrieben wir, daß wir ungeachtet des Verrats der englischen Ar-

beiterpartei eine Verstärkung dieser Partei auf den Wahlen zu erwarten haben. Heute ist diese unsere Mutmaßung ungeachtet des geschickten Handgriffs der Bourgeoisie mit dem gefälschten Brief Sinowjews, trotz der eisdummen Steifheit Macdonalds, der so recht christlich der Bourgeoisie beide Wangen hinhielt, damit kein Schlag verlorengehe, der kein Wort zur Verteidigung seiner Politik sagen konnte — trotz all dieses erhielt die Arbeiterpartei eine Million Stimmen mehr als auf den vorigen Wahlen. Freilich erhielt auch die Konservative Partei, d. h. die konterrevolutionärste Partei in England, bedeutend mehr Stimmen; freilich bekam diese Partei eine entschiedene Mehrheit im Parlament, so daß sie ohne jegliche Mithilfe von Seiten der Liberalen eine Regierung bilden kann. Aber dieses ist ein ebenso erfreuliches Ereignis als auch der Sieg der Arbeiterpartei.

Die Liberalen sind nun als Zwischenpartei zwischen zwei harten Steinen zermahlen. Die Konservativen werden sich nun auf ihren entscheidenden Sieg verlassen und nur wenig Rücksicht gegen die Interessen der Arbeiterklasse zeigen. Macdonald wird sich der Bourgeoisie noch mehr gefällig zeigen wollen — und so werden beide Parteien darauf hinarbeiten, um die Unzufriedenheit der Arbeiterklasse zu nähren und diese noch weiter nach links abzuwerfen. Für die englische kommunistische Partei, die bei diesen Wahlen nur einen Vertreter in das Parlament durchbrachte, beginnt nun eine sehr verantwortliche Zeitperiode. Eine sehr angestrenzte Tätigkeit muß sie nun entfalten, um den Aufgaben, die die Geschichte und die heutige Lage der englischen Arbeiterbewegung an sie stellt, gerecht zu werden. Sie muß es nun verstehen, die unbewußte Unzufriedenheit der Arbeitermassen in bewußte Forderungen zu kleiden; sie muß es verstehen, alle mit diesen Verhältnissen und der Tätigkeit der Arbeiterpartei unzufriedenen Arbeiter um ihr Banner zu scharen.

Die Komintern erwies ihr eine große Hilfe, indem sie den englischen Gewerkschaften vorzuschlag eine Kommission zur Untersuchung der Angelegenheit mit dem gefälschten Brief Sinowjews zu bilden. Denn eine solche Untersuchung der Angelegenheit durch parteilose englische Arbeiter, denen alle Dokumente der Komintern zur Verfügung ständen,

würde den englischen Arbeitern die Ziele der Kommunisten, wie auch die Absichten der englischen Bourgeoisie, die Arbeiterklasse von ihrem einzig wahren Führer, der Kommunistischen Partei Englands, abzubringen und einen Wahlsieg zu erringen, klarlegen. Somit hätte die englische Kommunistische Partei nur die Agitation der englischen Bourgeoisie gegen unsere „Propaganda“, die sich stets in Propaganda für uns umwandelt, geschickt auszunützen. Inwieweit sie die günstige Lage auszunützen imstande ist, muß die nächste Zukunft zeigen.

„Wer nicht kommt zur rechten Zeit, der muß essen, was übrig bleibt.“ Den Sinn dieses Sprichworts gebrauchte Gen. Tschitscherin gegenüber Frankreich, das sich endlich nach siebenjährigen hartnäckigen Kämpfen entschloß, uns anzuerkennen. Es ist allgemein bekannt, daß alle Anerkennungen in letzter Zeit nur deshalb geschahen, weil es die einzige Form ist, noch etwas von den Vorkriegsschulden zu retten. Die französische Bourgeoisie, die dem Zaren alle zehn Finger in den Mund gesteckt hatte, hat natürlich am meisten zu retten und am meisten um die Rettung besorgt zu sein. Durch den Dummengungenstreich, den die englische Bourgeoisie nun beging, bekommt die französische Bourgeoisie keinen geringen Vorsprung, so daß die Folgen des späten Kommens abgeschwächt werden. Wenn sie ihre Lage nun auszunützen versteht und uns eine Anleihe gewährt, so kann sie der englischen gar sehr ins Handwerk pfeifen.

Aber auch hier wird der unversöhnliche Teil der Bourgeoisie, die noch im letzten Augenblick vor der Anerkennung den „Aufstand“ in Georgien (Rußien) anstiftete, nochmals alle Kräfte aufbringen, die Folgen der Anerkennung zu vereiteln. Auch für die französischen Kapitalisten hat der Fingerwink des amerikanischen „Unkeis“, der im Sturz der Regierung Macdonalds eine große Rolle spielte, große Bedeutung. Wann nun dieser Fingerwink erfolgen wird, kann zwar noch nicht mit Gewißheit vorausgesagt werden; aber kommen wird er, sobald die internationale Bourgeoisie eine Gefahr für ihre weitere Herrschaft in der Regierung ihrer Bevollmächtigten erblickt. Und diese Gefahr wird nicht nach dem guten oder bösen Willen dieses oder jenes Ministers geschätzt (denn dann hätte Macdonald ewig regieren können), sondern nach dem jeweiligen Kräfteverhältnis der kämpfenden Arbeiterklasse.

Für den Rätebund hat es nun auch keine Bedeutung, welche Bourgeoisie oder kleinbürgerliche Partei an der Regierung steht, denn das faschistische

Italien erkannte uns ebensogut an als auch die „Arbeiterregierung“ Englands. Dies zeigt uns am klarsten, daß die Anerkennung nicht vom Willen der Anerkennenden abhängt, sondern von unserer Kraft, von unseren Erfolgen in der Hebung unserer Wirtschaft usw.

„Raum begonnen, schon zerronnen.“ Traurig und lebensmüde kann nun die Zweite Internationale diese Weise fortwährend wiederholen. Mit großem Getöse posaunte sie vor 9 Monaten die Nachricht in die Welt hinaus, daß Macdonald den Weg zur unblutigen Revolution gefunden, daß die Diktatur Lenins eine veraltete Waffe sei, die zum alten Eisen geworfen werden könne, daß jetzt eine lange Friedensepoche anbrechen wird. Und nun nach 9 Monaten stellte es sich heraus, daß die lange „Friedensepoche“ schon zu Ende ist, daß der Weg Macdonalds gar kein Weg zum Sozialismus war, sondern daß er sich im kapitalistischen Gestrüpp verwickelt hatte. Heute steht in England die Partei an der Spitze, die es am besten versteht, unter dem Deckmantel der demokratischen Formen die unverschämteste Diktatur der Bourgeoisie durchzuführen.

In den Vereinigten Staaten sehen wir nach den unlängst erfolgten Präsidentenwahlen dasselbe Bild. Der bisherige Präsident Coolidge bekam 18 Millionen Stimmen, während sein Gegner, der Kandidat der Demokraten, Dawes, 8 Millionen Stimmen sammelte, und die kleinbürgerliche Partei La Follettes nur 4 Millionen bekam. Somit sehen wir in allen weltbedeutenden Staaten, außer Frankreich: in den Vereinigten Staaten, in England, in Italien, in Japan usw., wieder die reaktionärsten Parteien an der Regierung. Freilich hätte sich in Amerika die Lage auch bei einem Sieg der Demokraten nicht gebessert, denn beide Parteien, Republikaner wie Demokraten, speisen aus einem und demselben Futtertrog. Für die amerikanischen Wähler (auch für uns) kann es nun ganz gleichgültig bleiben, welche Partei sich nun an dem Naphtha der Standart Oil usw. besudelt. Eigentlich hoben Coolidge und seine Partei schon größere Handfertigkeiten in diesen Sachen, so daß er ganz am Platz ist.

Es wäre jetzt an der Zeit, den Präsidenten an sein Versprechen zu erinnern, das er während der Vorwahlkampagne ablegte: nämlich einen Staatenkongreß einzuberufen, um die Abrüstungsfrage zur praktischen Erörterung und Verwirklichung zu stellen. Die amerikanischen Farmer und Arbeiter haben wahrscheinlich auch noch manchen frommen Wunsch an den Präsidenten in Bezug auf ihre Lage zu richten.



Die Oktoberrevolution und die KAP.

(Октябрьская революция и РКП).

Von J. Schmidt.

Schon lange vor dem imperialistischen Weltkrieg hatte die KAP (Bolschewiki) das Kommen dieses Krieges vorausgesehen und auf allen Weltkongressen der 2. Internationale versucht, Abwehr- und Gegenmaßnahmen gegen ihn durchzuführen. Es stellte sich jedoch heraus, daß die Führer der 2. Internationale „Zabräder“ waren, die zu allen unseren Vorschlägen „ja“ sagten und im entscheidenden Moment, als der Krieg kam, doch die Arbeiterklasse verrieten und sie auf die Schlachtbank der Bourgeoisie lieferten, ja selbst den regsten Anteil an den „Verteidigungs- und Befreiungskriegen ihrer Vaterländer“ nahmen. Die Bolschewiki waren die einzige Partei der 2. Internationale, die schonungslose Kritik an den Kriegsgelüsten und an der Beutegier der Imperialisten übte. Schon im November 1914 schrieb Gen. Lenin: „Die Bourgeoisie betört die Massen und bemäntelt den imperialistischen Haubzug durch die alte Ideologie des „nationalen“ Krieges. Das Proletariat entlarvt diesen Betrug und verkündet die Lösung: Ueberleitung des imperialistischen Krieges in den Bürgerkrieg.“ Also gab Lenin schon 1914 die Lösung zur grundlegenden Arbeit des Proletariats, das im Oktober 1917 in Rußland zum Sieg gelangte. Und diese Lösung war nicht nur für Rußland gegeben, sondern für die Arbeiterklasse aller am Kriege beteiligten Staaten, denn weiter schreibt Genosse Lenin: „Eine solche Umwandlung (des imperialistischen in einen Bürgerkrieg) ist natürlich nicht leicht

und kann nicht „auf Wunsch“ einzelner Parteien vor sich gehen.“ Durch diese ihre Arbeit eroberte unsere Partei schon während des Weltkrieges die führende Stellung in der revolutionären internationalen Arbeiterbewegung. Und seit dieser Zeit arbeitete und kämpfte unsere Partei für die Verwirklichung dieser Lösung in allen denkbaren Lagen.

Die Februarrevolution in Rußland stellte für unsere Partei nur den Anfang der Weltrevolution dar. Und für diese Weltrevolution konnte nur die Arbeiterklasse im internationalen Maßstabe als Führerin in Betracht kommen. Deshalb galt es vom ersten Tage der Revolution an, die menschewistischen Märchen über den bourgeoisien Charakter der Revolution und die Notwendigkeit, der Bourgeoisie die leitende Rolle in der Revolution zu überlassen, blozustellen und zu brandmarken. Vom Anfang der Revolution an waren die Arbeiter- und Soldatenräte für unsere Partei die neue Regierungsform der aufstrebenden Arbeiterklasse. Noch ehe Gen. Lenin nach Rußland zurückkehrte, erkannte er den Petersburger Arbeiter- und Soldatenrat, ungeachtet dessen, daß er in den Händen der Menschewiki und Soz.-Rev. war, als die zweite (neben der zeitweiligen) Regierung an, die einzig und allein die Interessen der armen Bevölkerung wahren könne.

Die berühmten Aprilthesen des Gen. Lenin, die auf der Parteikonferenz angenommen wurden, stellten für die Zeit der bourgeoisien Re-

volution das Programm der Partei dar. Folgende Leitsätze bestimmten also die Tätigkeit der Partei: 1. Der Krieg ist ein Raubkrieg, 2. Verbrüderung der Soldaten an den Fronten, 3. Der zeitweiligen Regierung keine Unterstützung, 4. Das Parlament ist keine Form der revolutionären Gewalt, 5. Alle Gewalt den Räten, 6. Konfiszierung des Landes, 7. Bremsung der Banken und 8. Arbeit Kontrolle über die Erzeugung. In Bezug auf die Partei selbst erkannte er die gänzliche Absonderung von den Menschewiki durch die Ausarbeitung eines neuen Programms und die Annahme einer anderen Benennung für notwendig. Während der ganzen Zeit stand die Partei an der Spitze der Arbeiterklasse. In den denkwürdigen Julitagen, als die Arbeiterklasse den Hohn der Herrscher nicht mehr ertragen wollte und einige Monate zu früh auf die Straßen trat, waren die Bolschewiki trotz ihrer besseren Erkenntnis und Einsicht an ihrer Spitze.

Gleichzeitig beschäftigte sich die Partei auch mit der Bauernfrage, denn es war klar, daß die Arbeiterklasse in Rußland ohne die Bauernschaft die Macht nicht erobern oder wenigstens nicht halten konnte. Zwei Forderungen der Bolschewiki waren den Bauern aus der Seele genommen. Schon lange standen die Fragen: Friede und Land auf der Tagesordnung. Und langsam, aber sicher kam das schwerfällige Fußvolk der Revolution, die Bauern, auf die Seite Lenins.

Nach dem mißglückten Aufstandsversuch Kornilows, als die Bolschewiki schon die Mehrheit in den Räten der beiden Hauptstädte und auch in einigen wichtigen Provinzstädten hatten, mußte die Frage bezüglich der Zeit der Machtergreifung gestellt werden. Und Gen. Lenin, der in seinem Bistock die Lage allseitig studiert, als: Für und Wider erwogen hatte, entschied sich für den 25. Oktober. „Keinen Tag früher und auch keinen Tag später“, sagte er. Wenn die Partei die Macht, die sie faktisch schon in der Hand hatte, auch formell einige Tage vor dem zum 25. Oktober anberaumten Rätekongreß ergreifen hätte, so hätte man uns des Macht-raubs beschuldigen können. Ein Aufschub bis nach dem 25. konnte die Sache gefährden, da große Versammlungen nur schwerfällig und zögernd zu Werke gehen.

Die Gewalt mußte also durch die Partei erobert und dem Rätekongreß übertragen werden.

Auf dem Kongreß war die Mehrheit für die Bolschewiki, so daß gleich eine revolutionäre Regierung gebildet wurde und die Dekrete über den Frieden und über die Enteignung des Landes angenommen werden konnten. Diese ersten Dekrete schlossen den Bund zwischen den Arbeitern und Bauern so fest, daß sie keine hinterlistigen Schliche unserer Feinde und keine noch so schwere Lage entzweien konnten.

Aber die größten Schwierigkeiten entstanden für die Partei und für die Arbeiterklasse erst nach der Machtergreifung. Alle wirtschaftlichen Machtmittel befanden sich noch in den Händen der Bourgeoisie: den Staatsapparat beherrschten die alten zarischen Beamten, die Zurelligkeit wandte sich von uns ab, in der Stadt befanden sich nur auf zwei Tage Lebensmittel, die Eisenbahnen waren beinahe arbeitsunfähig, und der Eisenbahnenverband stand unter dem Einfluß der Menschewiki. Alle diese Hindernisse, von denen jedes hinreichend gewesen wäre, um jede andere Partei mißmutig zu machen, mußten aus dem Weg geräumt werden.

Die Gegenrevolution, die auch während dieser Zeit nicht müßig saß, mußte besiegt werden. Die Aufstandsarmee, die von Kerenski und Krasnow gegen Leningrad geführt wurde, mußte lahmgelagert werden. Alle diese Hindernisse wurden durch die zähe Ausdauer der Partei und der Arbeiterklasse überwunden.

Und trotzdem wurden die Schwierigkeiten der Revolution nicht weniger. Alle gegenrevolutionären Elemente, von den Monarchisten bis zu den Menschewiki und Sozialisten Revolutionären, schlossen einen Bund mit den ausländischen Kapitalisten, um die russische Arbeiterklasse wieder unter das abgeschüttelte Joch der Bourgeoisie zu bringen. Und der Krieg mit Deutschland war noch nicht beendet, denn Kaiser Wilhelm erkannte unser Dekret über den Frieden nicht an, sondern verlangte von uns den Preis, um den er den Krieg mit dem Zaren begonnen hatte. Die Friedensbedingungen waren sehr hart. Niemand wollte die Verantwortung für einen solchen Frieden übernehmen. Nicht nur die linken Sozialisten Revolutionäre waren gegen diesen Frieden und versuchten, ihn mit allen Mitteln bis zum Aufstand zu verhindern, sondern auch in der eigenen Partei herrschte Uneinigkeit in dieser Frage. Und hier bewährte sich wieder der Weitblick des Gen. Lenin, der darauf bestand, auf alle Bedingungen der deutschen

Imperialisten einzuweichen, da ihr Ende nahe sei und der ganze Friedensschluß später mit dem deutschen revolutionären Proletariat durchgesehen werden könne. So wurde die Revolution vor dem deutschen Imperialistenstiefel gerettet.

Viele kritische Augenblicke hatten die Partei und die Arbeiterklasse auch später noch durchzumachen. Als der Bürgerkrieg, der von der ausländischen Bourgeoisie unterstützt wurde, gar kein Ende nehmen wollte und wir immer von dem Bauer Getreide bergen mußten, da stand das Bündnis, das zwischen der Arbeiterklasse und Bauernschaft im Oktober geschlossen worden war, in großer Gefahr. Schon auf dem 8. Parteikongreß 1919 beschäftigte sich die Partei sehr ernstlich mit der Bauernfrage. Aber ihr wirkliches Programm in Bezug auf die bäuerliche Kleinwirtschaft konnte sie erst nach Beendigung des Bürgerkrieges durchführen. Im Frühling 1921 kam Gen. Lenin wieder mit seinem genialen Vorschlag, die neue ökonomische Politik

einzuführen. Und diese neue ökonomische Politik befestigte das Band zwischen der Arbeiterklasse und der Bauernschaft wieder dermaßen, daß wir auch den Hunger von 1921 und alle anderen Widerwärtigkeiten überwinden konnten und unsere Wirtschaft immer bessere Fortschritte machte. Also sehen wir, daß die neue ökonomische Politik im engen Zusammenhang mit der Kooperierung der Bevölkerung wirklich der gerade Weg zum Sozialismus ist.

Und heute, da wir von allen ausländischen bourgeois Staaten anerkannt sind, heute haben wir immer wieder dieselbe Aufgabe: unsere staatliche Erzeugung so billig und produktiv wie nur möglich zu gestalten und das Band zwischen Arbeiter und Bauer noch enger zu schließen. Dieses kann nur durch die Hebung der Bauernwirtschaft geschehen. Und diese Hebung wird durch die neuen Wirtschaftsmethoden, durch die Vereinigung der Bauern in Kooperativen vor sich gehen.



Der Traktor der Fabrik „Wiedergeburt“ in Marxstadt.

(Трактор фабрики „Возрождение“ в Маркштадте.)

Von Wilhelm Koll, Ingenieur.

Das große Interesse, das viele unserer Bauern für die Traktoren der Fabrik „Wiedergeburt“ in Marxstadt bekunden, liefert wieder mal einen Beweis der engen Verknüpfung der Industrie mit der Landwirtschaft. Der Bauer sieht in dem Traktor einen treuen Helfer in seiner schweren Arbeit. Bis jetzt waren es jedenfalls nur Pferde, Ochsen und Kamele. Diese können jetzt allmählich, wenn auch nicht ganz, so doch teilweise durch die mechanische Kraft ersetzt werden. Es gibt freilich auch noch Bauern, die da fragen: — „Wozu ist denn das alles? Wir haben doch früher mit Pferden geackert; warum soll denn da wieder was Neues kommen?“ Ja, man darf eben nicht vergessen, daß alles auf der Welt vorwärts schreitet und nach dem Vorteilhaftesten strebt. Wie die Berechnungen und besonders die amerikanische Praxis beweisen haben, ist die mechanische Bearbeitung des Landes wirt-

schaftlicher als die mit Arbeitsvieh. Wir wollen damit gewiß nicht sagen, daß diese Behauptung für alle Umstände und alle Verhältnisse gültig ist, daß das amerikanische Beispiel allen unseren Bedenken ein für allemal ein Ende macht und daß der Traktor uns so auf einmal von allen Uebeln erlösen wird. Nein, das nicht. Aber wir sehen doch, daß die Frage einer regelrechten Landbearbeitung nur auf dem Weg der Mechanisierung gelöst werden kann und daß auch wir diesen Weg früher oder später betreten müssen, sobald es die Möglichkeit erlaubt. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß unser flaches, ebenes, steinloses Land besonders für die Behandlung durch die Maschine geeignet ist und daß gerade die einfache Konstruktion des Mamintraktors mit dieser Beschaffenheit unseres Bodens gewissermaßen im Einklang steht. Hier haben wir den Punkt berührt, der uns unwillkürlich zur Frage des in Angriff ge-

nommenen Traktorenbaus in unserer deutschen Republik zurückführt.

Im Jahre 1922 wandte sich der bekannte Konstrukteur J. W. Mamin an unsere Regierung mit einem Gesuch, den Traktorenbau nach seinem System auf der Maschinenfabrik „Wiedergeburt“ in Margstadt aufnehmen zu dürfen. Von der Oekonomischen Beratung wurde dieses Angebot in Erwägung gezogen und nach gründlicher Prüfung beschlossen, den Traktorenbau anzufangen und einige Probemaschinen auf der Fabrik „Wiedergeburt“ zu bauen. Zu diesem Zweck wurde der Fabrik von der Zentralregierung in Moskau eine Summe von 10000 Rubel angewiesen. Jetzt erst konnte das

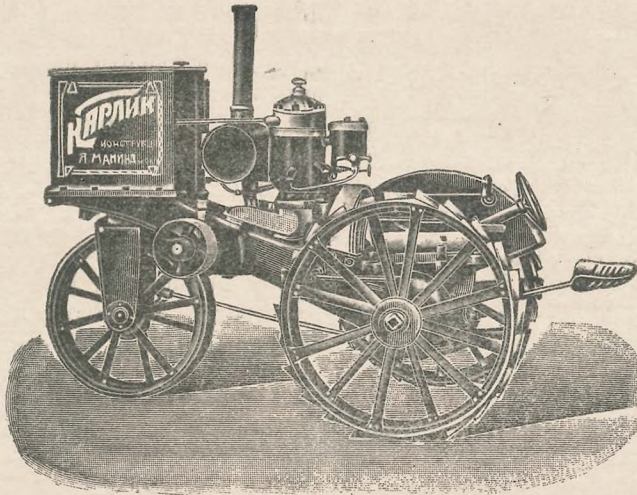
Ausarbeiten der neuen Konstruktion und die praktische Ausführung des Probetraktors beginnen. Es wurden zwei Marken gebaut: der Traktor „Karlik“ (Zwerg) und der Traktor „Gnom“. Der Probetraktor „Karlik“ ist bereits fertig und hat im Oktober d. J. in Moskau auf dem Prüffeld der Timirjasew-Akademie sein Examen glänzend bestanden. Viele hochgestellte Genossen mit dem Volkskommissar für Landwirtschaft des CCCP A. P. Smirnow an der Spitze waren zugegen. Einen schönen Sieg hat an jenem Tag die Fabrik „Wiedergeburt“ davongetragen, und der talentvolle Konstrukteur Mamin konnte zufrieden und mit voller Genugtuung auf das Werk seiner Hand sehen. Einen zweischarigen Pflug hat unser Naphtatraktor wie ein Spiel-

zeug geschleppt, und der Motor hat dabei wie ein Uhrwerk gearbeitet. Er fesselte vollständig die Aufmerksamkeit aller Anwesenden, und der nebenan arbeitende neue Raupentraktor „Holt“ der Leningrader Fabrik „Bolschewik“ blieb unbeachtet.

Das Interessanteste an unserem Traktor ist seine Einfachheit. Der Konstrukteur hat hartnäckig das Ziel verfolgt, eine einfache Bauernmaschine zu schaffen, was ihm auch gelungen ist, denn unser Traktor unterscheidet sich wesentlich von allen anderen Konstruktionen dieser Art. Gegenüber den Benzintraktoren hat er schon als Naphtamachine den Vorzug, und von den anderen russischen Naphtatraktoren

weicht er mit seinem Nachdruckmotor ab. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß das Naphtamotor die Betriebskosten verringert und daß auch der Hochdrucknaphtamotor dazu beiträgt. Das Anfahren bei unserem Traktor ist auch sehr einfach und sicher. Es genügt, mit einem kleinen Gebläse den Glühkörper heiß zu machen, und die Maschine ist in 5—6 Minuten im Gang. Es fällt bei diesem System die komplizierte, anspruchsvolle elektrische Zündung weg. Ferner hat unser Traktor ein sehr einfaches Kühlsystem. Es sind weder Pumpe, noch Wabenühler vorhanden, und die Wasserzirkulation wird durch den Temperaturunterschied hervorgerufen, während die Kühlung teils durch die Saugluft vollzogen wird.

(Schluß folgt).



Die Konsumkooperation auf dem Markte der deutschen Wolgarepublik.

(Потребкооперация на рынке Немреспублики).

Von A. Ljubomudrow.

Die unmittelbaren Beobachtungen des Marktes und der Arbeit der Kooperation selbst bringt die Arbeiter der Konsumkooperation zur Ueberzeugung, daß sich die Privathändler in den Dörfern, wo Konsumvereine eröffnet werden, nicht mehr halten können. In der deutschen Wolgarepublik gibt es jetzt schon Kantone, wo keine Privathändler mehr vorhanden sind (Fedorowka). Ebenso steht es auch mit den Wochenmärkten. Die kleinen Wochenmärkte schränken ihre Tätigkeit immer mehr oder gänzlich ein (Sawinka, Neu-Galka).

In dieser Hinsicht ist die Wolgadeutsche Republik vielen anderen Orten des Rätebundes voraus. Genaue Zahlangaben, die das beweisen und ein klares Bild von dem Kräfteverhältnis des gesellschaftlichen und des Privathandels auf dem Markte geben, haben wir zwar noch nicht, aber unsere Schlußfolgerung bestätigt sich durch indirekte Angaben, z. B. über das Wachstum der Kooperierung der Bevölkerung und durch die Angaben der Steuerverwaltung. Doch darüber später. Die Mitgliederzahl in den Konsumgenossenschaften wuchs folgendermaßen:

	Mitglieder	Proz der Bevölkerung (zu 5 Mitgl. auf die Famt. gerechnet)
Am 1. Januar 1923	7200	8,2
„ 1. April „	9000	10,2
„ 1. Oktober „	14900	17,0
„ 1. April 1924	20000	22,6
„ 1. August „	22250	25,0

Diese Ziffern zeigen nicht nur die jetzige Lage der Konsumkooperation, sondern auch ihre klar ausgesprochene Bestrebung zur weiteren Eroberung des Marktes. Dabei muß man im Auge behalten, daß die Bevölkerung der Dörfer, wo schon Kooperativgenossenschaften gegrün-

det sind, am 1. August dieses Jahres schon 65% der Bevölkerung der Wolgadeutschen Republik ausmachte (322.000 von 527.000). In einigen Kantonen zählt die kooperierte Bevölkerung bis 61 und 64% und steigt in einzelnen Dörfern sogar bis 80, 95 und 100%.

Also können wir annehmen, daß die Konsumkooperativen gegenwärtig 65% der Bevölkerung der Republik bedienen, wobei die umliegenden Dörfer nicht mit eingerechnet sind.

Die übrigen Dörfer (es sind meist kleine Dörfer und Chutore) werden durch fahrende Händler bedient oder kaufen die nötigen Waren auf den Märkten. In vielen dieser Dörfer (nach den Angaben des Verbandes der Konsumkooperativen in den meisten) gibt es keine ständigen Händler.

Diese Tatsache wird auch von dem Wachstum der Kooperativmittel, der eigenen wie auch der Mitgliedsbeiträge, bestätigt. Im letzten Halbjahr vergrößerten sich die Mittel der Dorfgenossenschaften um 18% und die Bilanzen um 20%. Die eigenen Mittel und die Mitgliedsbeiträge der Dorfskooperativen erreichen eine Höhe von etwa 300.000 Rubel.

Aus all diesem, wie auch aus dem Studium der Bilanzen ziehen wir den Schluß, daß die Konsumkooperation auf festen Füßen steht, daß sie auf dem Markt unserer Republik einen wichtigen Platz einnimmt und daß diese Stellung sich ständig festigt und bessert.

Eine andere Bestätigung dieser Schlüsse haben wir in den Angaben der Steuerverwaltung. Diese Angaben können aber nur mit einem gewissen Vorbehalt angewendet werden, da sie nicht nur die Konsumkooperation, sondern alle Arten der Kooperation umfassen, kein volles Bild geben und andererseits über viele Unternehmungen nur Teilangaben bringen. So werden z. B. nur die Unternehmungen in diese Angaben aufgenommen, die der Ausgleichungssteuer ganz oder teilweise, d. h. nur in Bezug auf einzelne Handelsoperationen unterliegen.

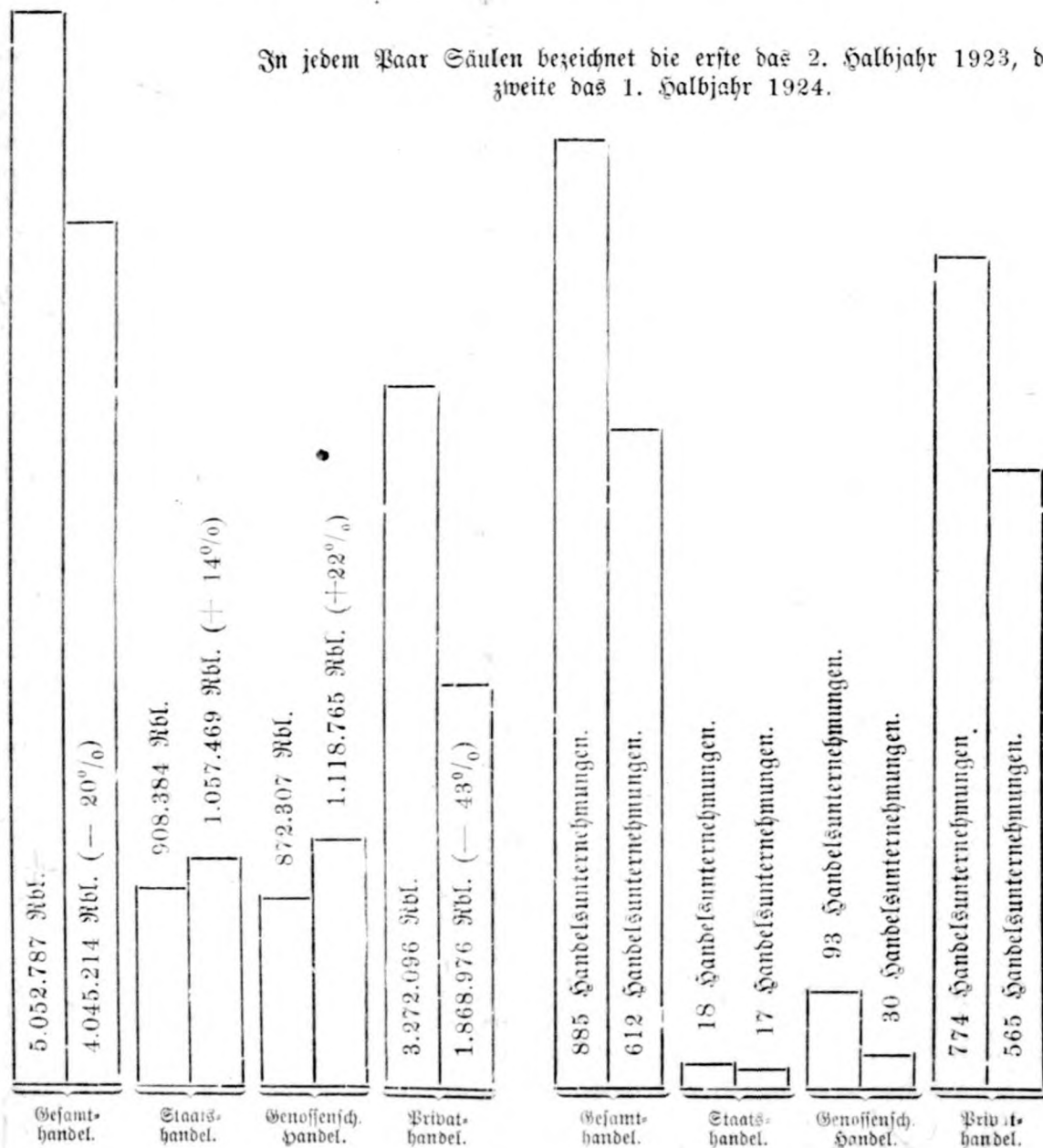
Diagramm Nr. 1.

Der Umsatz der Unternehmungen, die im zweiten Halbjahr 1923 und im ersten Halbjahr 1924 mit der Ausgleichsteuer belegt wurden. (Von der 2. bis zur 5. Kategorie.)

Diagramm Nr. 2.

Die Zahl der Handelsunternehmen, die im 2. Halbjahr 1923 und im 1. Halbjahr 1924 mit der Ausgleichsteuer besteuert wurden. (Von der 2. bis zur 5. Kategorie.)

In jedem Paar Säulen bezeichnet die erste das 2. Halbjahr 1923, die zweite das 1. Halbjahr 1924.



Nichtsdestoweniger können wir, alle diese Vorbehalte in Betracht ziehend, diese Angaben für unseren Zweck verwenden.

Wir haben Angaben für die zweite Hälfte des Jahres 1923 und für die erste Hälfte

1924. (Vergleiche D. Diesendorf. Der staatliche, kooperative und Privathandel in der Republik der Wolgadeutschen. „Trudowaja Prawda“ Nr. 195.) Die Angaben sind nach dem Budgetjahr berechnet.

Sehen wir uns die Diagramme Nr. 1 und 2 an, in denen die halbjährliche Umsatzbewegung und die Zahl der Handelsunternehmungen der Volksgenossenschaftlichen Republik angegeben sind, die mit der Ausgleichungssteuer belegt wurden, so bemerken wir auf den ersten Blick eine sehr starke Verkleinerung der Umsätze des Gesamthandels (von 5 auf 4 Millionen, d. h. um 20%). Noch auffallender ist das Fallen der Umsätze des Privathandels (um 43%). Gleichzeitig zeigen der staatliche und kooperative Handel eine beträchtliche Erhöhung des Umsatzes. Das Sinken der Handelsumsätze kommt nur auf Rechnung des Privathandels, während das Wachstum des staatlichen und kooperativen Handels das starke Sinken der allgemeinen Handelsumsätze nur abmildern konnte. Weiter ist es wichtig, in beiden Tabellen zu beobachten, daß der Umsatz des kooperativen Handels sich um 22% vergrößert hat bei einer Verminderung der Zahl der besteuerten Kooperativen um 60%. Diese Verminderung ist keines-

falls eine Verminderung der Kooperativen überhaupt. Nein, die Zahl der Konsumgenossenschaften wächst ständig: am 1. April dieses Jahres gab es 125, heute gibt es 140. Diese Verminderung bedeutet auch nicht die Verarmung der Kooperativen; sie erklärt sich einzig und allein dadurch, daß die Genossenschaften, deren Handel den Umsatz von 10.000 Rubel im Halbjahr (oder 20.000 Rubel im Jahr) nicht erreichen, im ersten Halbjahr 1924 von der Ausgleichungssteuer befreit wurden. Und ungeachtet dessen vermehrte sich der Umsatz von 30 Kooperativen im Vergleich zu dem Umsatz der 90 Genossenschaften im vorigen Halbjahr um 22 Prozent. Da die 30 Kooperativen, die in der ersten Hälfte 1924 mit der Ausgleichungssteuer belegt wurden, in die 90 im vorigen Halbjahr besteuerten Genossenschaften eingehen, so kann man sich vorstellen, daß die Vergrößerung ihres Umsatzes ungeheuer gewachsen ist.

(Schluß folgt.)



Zur Frage des ersten Lese- und Schreibunterrichts.

(К вопросу о первоначальном обучении чтению и письму.)

Von Fr. Bach.

Wer könnte oder wollte all die verschiedenen Kunstgriffe und Kunstkniffe aufzählen, die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten angewandt wurden, um den Kindern auf die leichteste Art und Weise das „Geheimnis“ des Lesens und die „Kunst“ des Schreibens beizubringen? Viele von diesen Kunstgriffen und Kunstkniffen sind so zweckwidrig oder so verfehlt, daß sie das Lesen- und Schreibenlernen wenig oder gar nicht fördern, wenn nicht erschweren. Es nötigt uns ein bedauerliches Lächeln ab, wenn wir aus der Geschichte des ersten Lese- und Schreibunterrichts erfahren, daß z. B. die alten Römer ihren Kindern, um ihnen das Leselernen nach der Buchstabiermethode zu erleichtern, elfenbeinerne Buchstaben zum Spielen gaben und daß spätere Pädagogen ähnliche Dinge empfahlen (John Locke 1632—1704) und sogar, um das Leselernen „genießbarer“ zu machen, Buchstaben backen und sie von den Kindern essen lie-

ßen (Joh. Bernh. Basedow 1723—1790). Als ob der Kunst des Leselernens dadurch ein großer Vor Schub geleistet würde, wenn man die Kinder auf solche Art und Weise mit den Buchstaben bekannt macht. Die Hauptsache beim Lesen besteht eben nicht darin, daß man die althergebrachten „simplen“ oder „modernen“ scharfsinnigen Benennungen der Buchstaben kennt (m—em, 'm, Brummer; l—el, 'l, Laller; r—är, 'r, Roller; w—we, w', Windmacher; f—eff, 'f, Feger; n—enn, 'n, Zahnbrummer; h—ha, h', Haacher; ш—ещеца, ш', Scheucher; sš—eš ešzett, 'š 's š, Sauer; t—te, t', Zahnstoßer; d—de, d', Zahndrücker; p—pe, p', Puster; b—be, b', Bläser; z—zett, z, Zücher) und zusammenbuchstabiert oder zusammenlautiert, sondern daß man die Schriftzeichen eines gedruckten oder geschriebenen Wortes als etwas Ganzes erfäßt, als richtig gesprochenes Wort wiedergibt. Das gilt im Grunde genommen

ebenso für den noch wenig entwickelten und im Lesen ungeübten Anfänger, wie auch für den entwickelten und geübten Leser.

Allerdings vollzieht sich der Prozeß des Lesens bei dem entwickelten und geübten Leser viel leichter und viel rascher als bei dem noch wenig entwickelten und im Lesen ungeübten. Der erste erfährt und belebt die Wörter (einzeln oder auch in ihrem Zusammenhang) nicht nur leichter und rascher, sondern errät sogar, je nach seiner Geübtheit und — wohlgemerkt! — auch je nach seiner Kenntnis der Sprache (der Literatursprache) und seiner sonstigen Entwicklung, Teile von Wörtern und sogar Teile von Sätzen (Worte), wogegen der zweite mehr oder minder genau auf die einzelnen Teile (Zeichen) des Wortes achtzugeben hat, damit er nicht z. B. Lobe statt Labe, lese statt Lesen usw. lese.

Das bedeutet aber noch nicht, daß der Anfänger im Lesen die einzelnen Buchstabennamen, die alten, neuen oder neuesten, kennen muß, im Gegenteil! dieses ist, wie ich weiter unten noch genauer ausführen werde, beim eigentlichen Lesenlernen sogar hinderlich. Der Anfänger muß nur dahin gebracht werden, daß er das gesprochene Wort mit dem geschriebenen richtig verbindet, z. B. das gesprochene Lobe oder Labe mit dem geschriebenen Lobe oder Labe, also in diesen beiden Wörtern die Silben **lo** und **la** nicht verwechselt oder für die eine oder andere von ihnen nicht **le** oder etwas anderes sagt, die Silben **be** und **be** aber als eins und dasselbe ansieht und behandelt.

Auf ähnliche Art und Weise muß der Anfänger auch in die paar andern „Geheimnisse“ des Lesens eingeweiht werden, wie z. B. daß die verschiedenen Zeichen a, e, o in den Wörtern labe (n), lebe (n), lobe (n), in haben, heben, hoben dieselben „Wunder“ wirken, indem beispielsweise heben zu hoben und hoben zu heben wird, wenn man die beiden Zeichen e und o miteinander vertauscht usw. Die paar „Geheimnisse“ dieses Lehrverfahrens, die ich ebenfalls weiter unten noch eingehender „verraten“ werde, gestalten das Lesenlehren und -lernen weitaus leichter und erfolgreicher als die frühere Buchstabier- und sogenannte Lautiermethode. Ohne Kenntnis und regelrechte Nutzenanwendung dieser „Geheimnisse“ wäre das Lesenlehren und -lernen an Hand von ganzen Wörtern allerdings dem chinesischen

Lesenlehren und -lernen ähnlich: das Kind müßte nämlich eine unzählige Menge Wörter auswendig lernen, d. h. ohne eigentlich lesen zu können oder in den Prozeß des Lesens eingeweiht zu sein, einprägen, weil es auf die einzelnen gleichen Bestandteile verschiedener Wörter nicht leicht aufmerksam würde und sie obendrein nicht leicht verbinden könnte; das Lesenlehren und -lernen an Hand von ganzen Wörtern wäre also noch mühseliger und erfolgloser als bei der Buchstabiermethode oder sogenannten Lautiermethode.

Weiter oben habe ich behauptet, daß das Einprägen der einzelnen Buchstabennamen, einerlei, ob der alten, neuen oder neuesten, vor dem Lesen diesem hinderlich sei. Untersuchen wir einmal genauer, ob diese meine Behauptung stimmt oder nicht!

Nehmen wir an, ein Kind kennt die einen oder andern Buchstabennamen und soll nun das erste Wort lesen. Allein, ohne fremde Hilfe, wird es das nie zuweg bringen, sondern nur die Buchstabennamen nennen, also z. B. **in** bei der Buchstabiermethode **i-enn** und bei der sog. Lautiermethode **i-'n** „lesen“; denn **i-enn**, bezw. **i-'n** ist eben in dem unerschrockenen Berstand des Kindes nur **i-enn**, bezw. **i-'n**, niemals **in**, und **in** ist nur **in**, niemals **i-enn** oder **i-'n**.

Die Buchstabiermethode, diese alte, gar nicht so herzlose Matrone, kam daher den Kindern gewissermaßen entgegen, indem sie ihnen sagte: in (i-enn) heißt „in“ oder noch kürzer: in (i-enn) in, usw. usw., bis die Kinder hinter das „Geheimnis“ kamen, d. h. errieten, daß das Ueberflüssige zu abstrahieren ist. Viele Kinder kamen freilich in paar Jahren nicht dahinter, sondern buchstabierten sich dumm und taub und verließen die Schule als Analphabeten. Das langweilige mechanische Einerlei des Lesenlernens in der alten Schule trug nicht an letzter Stelle dazu bei, daß die Kinder ein gut Stück Mutterwitz einbüßten und dafür ein gut Stück Blödsinn erwarben.

Die Nachfolgerin der Buchstabiermethode, die sog. Lautiermethode, war nicht besser als ihre Mutter, wenn nicht noch schlechter. Die Kürzung der Buchstabennamen (b' statt be, c' statt ce, d' statt de) war wohl eine nicht zu verwerfende Neuerung; daß man dabei aber ein Etwas mit einem andern, sogar dritten und vierten Etwas, von denen keins dem andern gleich, zu etwas ganz Neuem, das zu den

vorausgegangenen Etappen etwas ganz Grund-
verschiedenes darstellte, von den Kindern zusam-
menlautieren ließ, nein, nicht ließ und nicht
lassen konnte, sondern sie nur hartnäckig dazu
anhielt, ohne ihnen, wie die alte Buchstabier-
methode zu tun gerubte, einfach zu sagen, wo
der Hund begraben liegt, das war eigentlich
ein noch größerer Rückschritt, als das Kürzen
der Buchstabennamen ein Fortschritt war. Die
noch so scharfsinnigen Kunstgriffe und Kunst-
kniffe, wie immer verschnellertes Zusammen-
lautieren von Buchstaben, Zusammenrücken von
Buchstaben, Wörterrat nach einem aufgege-

benen Laut oder einer aufgegebenen Silbe,
Wiedersehenspielen*) usw. usw., halfen nichts:
die Kinder „lautierten“, sollte eigentlich heißen:
lamentierten, sich satt und matt und brachten
doch nur *i-n* zustande, so daß der Lehrer end-
lich außer sich geriet und herausplatzte: „Na,
in heißt's!“ Es „lautierten“ sich daher auch
genug Kinder dumm und taub und verließen
die Schule mit Verlust eines schönen Stückes
urwüchsigem Verstandes als Analphabeten, ge-
rade wie bei der alten Buchstabiermethode.

(Fortsetzung folgt.)



Die Emigrantearbeiter in Amerika.

(Эмигранты — рабочие в Америке.)

Aus dem Englischen zusammengestellt von Ingolv.

Nicht weniger häßlich als die amerika-
nische Gerichtsführung sind die Gesetze selbst.

Die Vereinigten Staaten bestehen aus
mehr als 40 einzelnen Staaten und Territo-
rien, und jeder Staat hat seine eigene Gesetz-
gebung, die sich nach Belieben gegen die Emi-
granten richtet. Im Staate Oregon darf und
kann keine Zeitung und Zeitschrift herausgege-
ben werden, wenn sie nicht zugleich in die eng-
lische Sprache übersetzt wird. In New Mexiko
darf niemand ohne Bürgerrecht ein Gewehr be-
sitzen und weder jagen noch fischen gehen. In
Arizona und neun anderen Staaten darf kein
Ausländer ein öffentliches Amt bekleiden. In
Maryland dürfen Ausländer keinen Handel
treiben. In Nebraska darf in keiner Versamm-
lung eine fremde Sprache angewandt werden,
wenn nicht alles, was gesprochen wird, sofort
ins Englische übersetzt wird. Eine Ausnahme
wird nur für religiöse Versammlungen und
Logen gemacht. So könnte die Liste über die
„Freiheiten“ Amerikas noch viel weiter gehen.

• Es ist klar, daß die amerikanische Bour-
geoisie bei einem solchen Vorgehen gegen die
Ausländer ein bestimmtes Ziel verfolgt. Dieses
Ziel ist: eine gehorsame, geduldige, wenig for-
dernde Arbeiterklasse, die bereit ist, die schwerste
und niedrigste Arbeit zu leisten und sich gegen
die amerikanischen Arbeiter ausnützen zu lassen,
wenn diese für bessere Lebensbedingungen kämpfen.

Aber es dämmert auch schon für die Emigran-
ten. Während des Weltkrieges, als das Blut
ihrer Brüder auf den europäischen Schlacht-
feldern in Strömen floß, fochten die Emigran-
ten-Arbeiter große Streike in Amerika aus.
Die Bourgeoisie wandte giftige Gase an, um
die Arbeiterversammlungen zu sprengen und ließ
Maschinengewehre gegen die Arbeiter in den
Grubendistrikten auffahren. Die Führer der
Arbeiter wurden teilweise aus dem Lande ausge-
wiesen, teilweise zu mehrjährigen Strafen, bis zu
20 Jahren, verurteilt.

Die amerikanische Bourgeoisie ist deshalb
in eine Klemme geraten. Es gibt bald „normale
Zeiten“ in Amerika, und die industrielle Reser-
vearmee muß durch einen neuen Vorrat von billiger
Arbeitskraft ergänzt werden. Wie aber schon
oben gezeigt ist, steht das „Three Percent Re-
striction Act“, das sie in ihrer Furcht vor dem
Bolschewismus angenommen haben, hindernd im
Wege. Dieses Hindernis sind aber die Kapitalisten
bestrebt aus dem Wege zu räumen, indem ihr
Verein „National Association of Manufacturers“
vorschlägt:

„The Secretary of Labor“ (bei uns: Volks-
kommissar der Arbeit) muß die Vollmacht er-
halten, im Falle eines anhaltenden Mangels

*) Ein Junge ist der Konsonant, der andere der
Vokal. Jeder spricht seinen Laut; dann laufen sie zusammen,
umarmen sich und sprechen das Lautgebilde gemeinsam.“
(Albert Pfaffenberg. Vom ersten Lesen und Schreiben. 1923.)

an Arbeitern eines bestimmten Industriezweigs, Ausländern die Möglichkeit zu geben, einzuwandern, ohne Rücksicht auf die Quote, bis nach seiner Ansicht der Mangel beseitigt ist.

In ihrer Angst vor dem roten Gespenst muß die Bourgeoisie noch weitere Schritte tun. Der verstorbene Präsident Harding äußerte vor dem Kongreß im vorigen Jahr seinen Wunsch, eine Kommission zu bilden, die in den verschiedenen Ländern Europas die Emigranten untersuchen soll, ob sie „wert“ sind, nach Amerika eingelassen zu werden. Ein Senator, Colt, ist mit dem oben Angeführten einverstanden, geht aber weiter, indem er die Kontrakt-Arbeit einzuführen vorschlägt, d. h., die amerikanischen Millionäre und Milliardäre dürfen in Europa Arbeiter für mehrere, bis zu 10 Jahren, zur Ausführung bestimmter Arbeit in ihren Gruben, Wäldern und Fabriken kontraktlich mieten. Diese Arbeiter haben, bis der Kontrakt zu Ende ist, keine Möglichkeit, sich eine andere Stelle zu suchen; sie sind dem einzelnen Kapitalisten ganz preisgegeben und werden bei dem geringsten

Versuch, für bessere Lebensbedingungen zu kämpfen, zurückgeschickt.

So sieht die Politik der amerikanischen Kapitalistenklasse aus, die sie in Bezug auf die Emigranten geführt hat, noch führt und weiter führen wird. Im Findexland haben die unglücklichen Einwanderer nur einen Freund: die amerikanische Arbeiterklasse. Auch sie stand den Fremden lange mißtrauisch gegenüber, weil diese sich nicht organisierten und keinen Kampf für ein besseres Dasein führten, sondern ihnen oft in den Rücken fielen und so den Kapitalisten halfen, die Arbeiterorganisationen zu zernören. Aber die „Smjshka“ zwischen den eingeborenen amerikanischen Arbeitern und den Emigranten-Arbeitern wird immer stärker. In diesem Kampfe sammelt die amerikanische kommunistische Partei die Massen unter ihre Losungen:

Es lebe eine mächtige Arbeiterarmee! Es lebe die vereinigte Front der Arbeiter gegen die vereinigte Front der Kapitalisten!

Eine Front gegen einen Feind!



Verjüngungsversuche.

(ОПЫТЫ ОМОЛОЖЕНИЯ.)

Von S. G.

Kein Mensch möchte vor der Zeit, ja überhaupt nicht alt werden, d. h. nicht schwächer werden, seine Erzeugungskraft nicht verlieren, kein schwächeres Gedächtnis und Auffassungsvermögen bekommen, kurzum, von keinen Gebrechen befallen werden, die den Menschen im Alter plagen. Deshalb hat der Mensch auch schon lange darüber nachgedacht, wie er sein Leben, besonders die Jugendzeit verlängern könne. Versuche wurden viele gemacht, aber die Erfolge blieben bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts aus. Bis dahin war man der Ansicht, daß von dem Gehirn als einzigem und Hauptzentrum des lebenden Körpers auch der Wuchs, das Leben, Charaktereigenschaften usw. abhängen. Alle Lebenserscheinungen des menschlichen Körpers wurden dem Gehirn und dem mit ihm verbundenen gesamten Nervensystem zugeschrieben. Es stellte sich aber heraus, daß

das Gehirn und das Nervensystem ungeachtet der großen Rolle, die sie im Aufbau und im Leben des Körpers spielen, nicht die einzigen Lebensregler sind. Eine durchaus nicht geringere Rolle spielen die Drüsen, die im menschlichen und überhaupt im lebenden Körper viel zahlreicher sind, als gewöhnlich angenommen wird, und zwar sind es nicht die Drüsen, die ihre Ausscheidungen nach außen absondern, wie die der Därme, des Mundes, Magens usw., sondern die Drüsen, die ihre Ausscheidungen oder Absonderungen direkt dem Blute übergeben. Zu solchen Drüsen gehört z. B. die lange räthselhaft gewesene Schilddrüse, deren Bestimmung unbekannt blieb, bis man endlich darauf aufmerksam wurde, daß ihre Entfernung eine Reihe krankhafter Erscheinungen, wie Erstarrung des Wachstums, Blödsinnigkeit und andere hervorruft. Dieses bezieht sich nicht nur auf die Menschen,

sondern auch auf Säugetiere, was durch Versuche festgestellt wurde. Es gibt noch eine Reihe anderer Drüsen von ähnlicher Bedeutung. Für die Verjüngungsversuche, von denen wir weiter sprechen werden, sind die Geschlechtsdrüsen (Eierstöcke, Samendrüsen) von größter Bedeutung. Den Verjüngungsversuchen ging eine Reihe anderer voraus, die in der Ueberpflanzung der Geschlechtsdrüsen von weiblichen Exemplaren zu männlichen und umgekehrt bestanden. Einem Hahn z. B. wurde an Stelle der entfernten Samendrüse der Eierstock eines Huhnes angepflanzt. Der Eierstock muß nicht unbedingt an derselben Stelle, wo sich die Samendrüse befand, eingesetzt werden, sondern an einer beliebigen Stelle unter der Haut. Nach einiger Zeit verliert der Hahn seine männlichen Eigenschaften und Kennzeichen: der Kamm wird kleiner, die bunte Befiederung geht in die weniger bunte eines Huhnes über, die Haltung ist nicht mehr so stolz, der Geschlechtstrieb verändert sich, er ruft nicht mehr die Hühner zusammen, belegt die Hühner nicht, kurz gesagt, er verliert seine Eigenschaften und bekommt das Neußere und die Gewohnheiten eines Huhnes. Wenn wir beim Huhn den Eierstock entfernen und ihm die Samendrüse eines Huhnes anpflanzen, so verändert es sich ebenfalls, indem es dem Neußeren und auch seinen Gewohnheiten nach mehr einem Hahn ähnlich wird: der Kamm wird größer, die Befiederung verändert sich, es kämpft mit anderen Hähnen usw. Fast ganz dasselbe Bild bekommen wir, wenn solche Operationen an Motten und anderen Tieren ausgeführt werden. Außerdem weiß ja ein jeder Landwirt, was für Veränderungen das Beschneiden bei den Tieren (Pferden, Dachsen, Schweinen usw.) hervorruft.

Auch bei den Menschen treten durch solche Operationen ähnliche Erscheinungen zutage. Solche Operationen wurden auch schon beim Menschen ausgeführt. Man erinnere sich nur an die Eunuchen, d. h. Hüter der türkischen Harems (Frauengemächer) oder an die Knaben am Hofe des Papstes, bei denen die Samen- drüsen entfernt wurden. Das geschah, damit den ersteren die Behütung der Frauen anvertraut werden konnte, bei den letzteren, um ihre schönen Diskantstimmen zu erhalten. Wir sehen hieran, daß auch der Mann durch solch eine Operation seine männlichen Eigenschaften teil-

weise verliert. Die Stimme ist dann höher als bei einem Manne, die Körperformen sind, wie das der Fall bei Frauen ist, mehr abgerundet und reicher an Fett; auch seinem Gemüte nach ist ein solcher Mann mehr weiblich als männlich.

Die eben beschriebenen Versuche wurden anfänglich von dem österreichischen Gelehrten Steinach in den Jahren 1910 und 1913 veröffentlicht. Darauf ging er und auch andere Gelehrte (Woronow in Frankreich u. a.) an neue Versuche, bei denen sie alten Ratten die Samendrüsen junger Ratten anpflanzten. Die Ratten leben gewöhnlich nicht länger als 28 bis 30 Monate, und schon im Alter von 18 bis 26 Monaten treten bei ihnen Zeichen des Alters ein. (Haarausfallen, zerzaustes Haar, Fergheit usw.). Nach einer solchen Operation erreichten sie ein Alter von 36 Monaten, indem sie sich wieder wie junge kraftvolle Ratten aufführten und alle Alterseigenschaften verloren, während die nicht operierten Ratten, die in denselben Verhältnissen leben und zur Kontrolle gehalten wurden, nur 28 Monate lebten; auf solche Weise wurde also das Leben der Ratten um ein Viertel verlängert.

Selbstverständlich mußte dabei die Frage entstehen, ob das Mittel nicht auch beim Menschen anwendbar sei. Nach allen angestellten Versuchen mit den Tieren konnte man es wohl erwarten; doch war für eine solche Operation das erste und größte Hindernis die fast volle Unmöglichkeit, Geschlechtsdrüsen eines jungen Menschen zu bekommen, um sie einem alten anzupflanzen. Deswegen mußte hier ein anderer Weg gesucht werden, der auch bald gefunden wurde. Das zweite Mittel, wodurch die Jugendkräfte hergestellt werden, besteht darin, daß die Samenkanälchen der Samendrüse verchnürt werden, so daß die Absonderungen nicht aus dem Körper austreten können, dafür aber vom Blut, das die Drüsen durchfließt, aufgenommen werden. Die auf diese Art durchgeführten Operationen gaben ausgezeichnete Erfolge, indem die Operierten, z. B. ein 70-jähriger Greis, sich nicht nur bedeutend kräftiger fühlten, sondern auch der Haärwuchs und der Geschlechtstrieb sich erneuerten und das Gewicht stark zunahm. Die Frage der Verjüngung ist noch nicht gänzlich gelöst, aber ein richtiger Anfang dazu ist jedenfalls gemacht.

Das Töpfergewerbe in Kuffus.

(Горшечное производство в с. Кукбус.)

Von J. G.

(Fortsetzung.)

Der Vertrieb der so mühsam gewonnenen Töpferware geschieht zum Teil durch Zwischenhändler, die größere Partien bei den Töpfern antaufen, oder, was häufiger geschieht, die Kuffusser Töpfer bringen ihre Ware selber in Wagenladungen nach allen Dörfern. Das Beladen des Töpferwagens ist kein geringes Stück Arbeit. Muß doch jedes noch so kleine Gefäß, um es vor Bruch zu bewahren, sorgsam mit Stroh oder Heu umwickelt und eines kunstvoll ins andere geschachtelt werden, um Raum zu ersparen. Zwischen die einzelnen Schichten des Geschirrs kommt eine dicke Stroh- oder Heuschicht, um Schaden zu verhüten.

Die meiste Tonware, die in Kuffus gefertigt wird, besteht aus Milchtöpfen, großen Krügen für Honig und Del, Wasserkrügen, Schmant- und Buttertöpfen, Kochtöpfen (-dibben) und Tellern, Trinkbechern, Salzbüchsen (-dibbchen) und dgl., auch Blumentöpfen.

Im Jahre 1909 gab es 11 Familien, die mit etwa 25 Arbeitern das Töpferhandwerk betrieben. Unter diesen Arbeitern gab es auch weibliche, gewöhnlich ledige Mädchen, die mit der Sense und beim Kneten und Ballen des Tones beschäftigt waren. Die Mehrheit dieser Familien bestand aus Klein- und Mittelbauern, von denen das Handwerk neben ihrer Bauerei während der von der Feldarbeit freien Zeit ausgeübt wurde. Einige waren auch ausschließlich Töpfer, hielten sich ein oder zwei Pferde für das Beifahren von Ton, Wasser, Holz und das Fortbringen der Ware zum Verkauf in den Dörfern. Bei ihnen war Bauerei Nebenerwerb, indem sie ein bis zwei Dessjatinen Aussaak machten. Gebrannt wurde in 7 Brennöfen, indem einige Familien einen gemeinsamen Ofen besaßen. Der Jahreserlös für verkauftes Geschirr wurde damals von den Töpfern selbst auf etwa 2.000 Abl., der Reingewinn davon auf etwa 1.200 Abl. veranschlagt.

Gegenwärtig gibt es in Kuffus nur noch 9 Töpferfamilien mit etwa 16 Arbeitern im Besitz von 6 Brennöfen. 3 Familien besitzen gar keine Pferde, die andern 1—2. Vier Familien arbeiten nur im Frühjahr und Sommer, die andern das ganze Jahr hindurch. Im Winter wird weniger gearbeitet, da es an warmen Werkstätten mangelt und man die ungesunde, staubreiche Beschäftigung nicht gern in das Wohnzimmer der ganzen Familie verlegt. Brände machen diese Töpfer 1—3 im Jahr. Diese Arbeit wird meistens auf die warme Jahreszeit verschoben, da der Brand dann weniger Holz kostet als im Winter. Ein Brand fordert, wie bereits erwähnt ist, einen Faden Holz. Dieses muß starke Flammen in den Brennöfen hineinschlagen, muß also womöglich Tannenholz sein. Solange es möglich war, kauften die Töpfer zu diesem Zweck alte Barken an der Wolga oder alte Häuser. Bei dem gegenwärtigen Mangel wird Eichenholz verwendet, von dem ein Faden mit 7 Abl. bezahlt wird. Voriges Jahr kaufte man 1 Kubikfaden gutes Holz zu 12 Mill. Abl. oder 8 Abl. 15 Kop. in Gold.

Verkauf und Reingewinn der Gesamttöpferei im Dorfe ist zurzeit sehr schwer festzustellen: die Verkaufspreise des Geschirrs sind sehr veränderlich und ungewiß, indem der Töpfer infolge des Geldmangels unter der Bevölkerung mit seiner Ware zum Teil Tauschhandel treiben und nebst Geld nehmen muß, was man ihm anbietet: Wolle, Salz, Kartoffeln, Kohl, Zwiebeln, Getreide und dgl. In diesem Herbst konnte ein Töpfer ein ganzes Dorf mit seiner Ware durchfahren und erhielt, außer den Naturalien, an Geld wenig, irgendwelche 40 Kop. bis 2 Abl. Die Not ist eben überall groß, und man behilft sich lieber mit dem vorhandenen alten Geschirr in der Wirtschaft.

(Fortsetzung folgt.)



Die Kultur des Weinstocks im Unteren Wolgagebiet.

(Культура винограда в Нижнем Поволжье.)

Von Heinrich Rüger, Agronom.

(Fortsetzung.)

Der grüne Sommerschnitt.

Jegliche Arbeit, die während der Sommerzeit im Weingarten mit dem Messer oder Sektator oder auch direkt mit den Fingern an dem Weinstock ausgeführt wird, wie Abbrechen, Abknippen, Ablärzen der Sproßlinge und Beseitigen der geilen Triebe, wird grüner Schnitt genannt. Durch den Herbstschnitt werden die einzelnen Organe des Stockes reguliert und alles Ueberflüssige beseitigt; durch den Sommerschnitt jedoch wird die Fruchtbarkeit des Stockes beschleunigt und die Entwicklung der Neben verstärkt. Der Sommerschnitt ist für Sorten, die sich durch starkes Wachstum auszeichnen, besonders auf fettem Boden, von außerordentlicher Wichtigkeit; denn er hält das Wachstum auf, um auf dessen Rechnung den Ernteertrag zu erhöhen. Das Abbrechen der überflüssigen Triebe ist die erste Arbeit, die im Frühjahr, sofort nach dem Aufspaden der Stöcke, vorgenommen werden muß. Als überflüssig sind diejenigen Triebe anzusehen, die ihrer Lage nach Unordnung in die Form des Stockes bringen. Sie bilden entweder am untern Ende des Stämmchens ein dichtes Buschwerk oder sprießen aus dem Kernholz, oftmals in nächster Nähe der Frucht sproßlinge. Nach ihrer Beseitigung kommt sämtlicher Vorrat an Wachstumsmaterial

den auf dem Stocke befindlichen nutzbaren Sproßlingen zugute. Beim Abbrechen muß jedoch vorsichtig vorgegangen werden, damit des Guten nicht zuviel geschehe. Die am untern Stammende heraus sprießenden Triebe müssen unbedingt beseitigt werden, denn sie schwächen den Stock; jedoch beim Abbrechen derjenigen Triebe, die in den oberen Teilen des Stockes aus dem Kernholz zum Vorschein kommen, muß das Alter des Stockes in Betracht gezogen werden. Junge Stöcke, die bereits in die Periode des Fruchttragens getreten sind, werden durch die überflüssigen Triebe am Kernholz entkräftet und leiden an schwachem Wachstum. Deshalb ist das sofortige Beseitigen der überflüssigen Triebe anzuraten. An alten Stöcken, die einer Verjüngung bedürfen, müssen alle überflüssigen Triebe, wo sie sich auch befinden mögen, genau geprüft werden, ob sie für die Verjüngung des Stockes nicht ausgenützt werden können. Da die alten Stöcke in der Regel genügend stark sind, so wird zum Abbrechen dieser Triebe erst dann geschritten, wenn die Merkmale des zukünftigen Ernteertrages genügend hervorgetreten sind. Das Abbrechen kann auch durch Abknippen der Knospen, wenn sie sich kaum am Kernholz gezeigt haben, geschehen; dieses Verfahren ist jedoch mühsam, und sein Ergebnis ist dem des Abbrechens gleich.

Beseitigung der geilen Triebe.

In den Blattwinkeln des Weinstocks bilden sich während des Sommers geile Triebe. Diese Erscheinung tritt gewöhnlich bei starkem Wachstum des Stockes auf und ist sehr unerwünscht. Die geilen Triebe wachsen neben der Hauptknospe und rauben ihr einen Teil der Nährstoffe, wodurch ihre Entwicklung beträchtlich gehindert wird. Ein überaus großer Schaden wird der Hauptknospe von einem geilen Trieb zugefügt, wenn sie ihre Entwicklung noch nicht beendet hat. Deshalb ist es notwendig, die geilen Triebe sofort nach ihrem Erscheinen zu beseitigen. Sie werden nicht ganz abgeschnitten, sondern über ihrem zweiten Blatt abgeknippt. Bei ihrer vollständigen Beseitigung würden an anderen Stellen der Rute neue zum Vorschein kommen, denn ihr Erscheinen ist stets mit einem Ueberfluß an Nährstoffen in engster Verbindung. Bleibt aber ein Stümpfchen mit zwei Blättern sitzen, so werden die im Ueberfluß vorhandenen Nährstoffe teilweise von ihm ausgenützt, und das Hervorsprossen neuer Triebe wird verhindert.

Das Abfärzen der Sprößlinge während des Sommers raten wir nicht an, da dadurch ein besseres Ausreifen der Ruten nicht erzielt wird. Das Abfärzen ist umso weniger notwendig, als im Herbst auch ohnedies die Sprößlinge abgefärzt werden. Die fruchttragenden Sprößlinge knippen wir zwar ab, nachdem sich oberhalb der Traube eine Ranke gezeigt hat, da das ein sicheres Zeichen dafür ist, daß sich am Sprößling keine Trauben mehr entwickeln werden; dies tun wir jedoch nur in dem Falle, wenn oberhalb der Traube nicht weniger als fünf Blätter vorhanden sind und wenn Zweifel entstehen, ob die Trauben infolge der verhältnismäßig späten Jahreszeit ausreifen werden.

Bodenpflege im Weingarten.

Alle für sein Gedeihen notwendigen Nährstoffe erhält der Weinstock aus dem Erdboden vermittels seiner Wurzeln, hauptsächlich deren Fasern. Deshalb muß der Boden im Weingarten sorgfältig bearbeitet werden, damit die Wurzeln der Pflanzen leicht ihre Nahrung finden können. In erster Reihe wird dies durch tiefes Um-

graben (Rigolen) der Gartenfläche erzielt. Durch den auf solche Weise aufgelockerten Boden bringt das Regen- und Schneewasser in großen Mengen in die Tiefe und unterhält das Wachstum der Pflanzen sogar während anhaltender Dürre, was besonders für unsere Gegend von weittragender Bedeutung ist. Außerdem wird durchs Auflockern des Bodens das Eindringen der für das Atmen der Wurzeln notwendigen Luft in die tieferen Erdschichten erleichtert. Dann können auch die Wurzeln durch den lockeren Boden ungehindert in die Tiefe bringen, bis sie eine Erdschicht mit genügendem Feuchtigkeitsgehalt antreffen. Die aufgelockerte Erdschicht ist mehr der Einwirkung der Luft, der Wärme und Kälte, des Frostes und überhaupt aller Witterungserscheinungen ausgesetzt. Dadurch wird das Verwittern der organischen und Mineralstoffe begünstigt, was seinerseits deren Verwandlung in Nährstoffe beschleunigt, die von den Pflanzen aufgesogen werden können. Eine sorgfältige und rechtzeitig durchgeführte Bodenbearbeitung läßt das Unkraut nicht zum Vorschein kommen, das zu seiner Entwicklung viel Nährstoffe verbraucht und, was das Schlimmste ist, dem Boden die Feuchtigkeit entzieht.

Deshalb wird ein für das Wohl und Gedeihen seines Gartens besorgter Winzer seinen Garten stets vor Eintritt des Winters umackern. Diese Arbeit wird gleichzeitig mit dem Verpacken der Stöcke durchgeführt. Das Aufackern oder Umgraben des Bodens zur Herbstzeit verfolgt ein dreifaches Ziel: 1. soll dem Boden dadurch die Möglichkeit gegeben werden, möglichst viel Feuchtigkeit in seinen untern Schichten anzusammeln, 2. soll der Luft der freie Zutritt dorthin erleichtert werden, und 3. soll eine möglichst große Erdmasse dadurch der Einwirkung des Frostes ausgesetzt werden. Dementsprechend muß der Boden tief umgearbeitet werden, hauptsächlich in unserer Gegend, wo anhaltende Dürre keine Seltenheit ist. Nach erfolgtem Umackern wird die umgewälzte Erdschicht in Schollen liegen gelassen, damit der Schnee besser aufgehoben wird. Im Frühjahr wird die geackerte Fläche geeget und während des Sommers je nach Notwendigkeit, d. h. nach jedem Regen, wenn sich der Boden festigt und wenn Unkraut zum Vorschein kommt, sorgfältig mit der Hacke bearbeitet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Anbau von Sommerweizen im Südosten.

(Культура яровой пшеницы на юго-востоке.)

Nach den Arbeiten der Versuchsanstalten. Von Antropow, Agronom.

In der Landwirtschaft des südöstlichen Rußlands spielt der Sommerweizen auch gegenwärtig noch eine Hauptrolle. Deshalb haben die landwirtschaftlichen Versuchsanstalten dem Studium des Weizens bisher ihre besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Der Sommerweizen ist an und für sich eine wenig standfeste Getreideart, weshalb er in dem trockenen Klima des Süd-Ostens vielen Unbilden ausgesetzt ist. Hauptsächlich hat er unter der Dürre zu leiden. Die landwirtschaftlichen Versuchsanstalten des Süd-Ostens sind nach langjährigen Versuchen mit dem Anbau des Sommerweizens zu dem einmütigen Schluß gekommen, daß für sein Gedeihen das Herbstackern unbedingt notwendig ist. Das umgeackerte Feld hält die Herbst- und Winterfeuchtigkeit besser auf als das Feld, das bis zum Frühjahr ungeackert liegt. Auch bleibt das im Herbst umgeackerte Feld den ganzen Sommer hindurch feuchter als das im Frühjahr geackerte, weil durch das Ackern im Frühjahr der Boden stark austrocknet. Im äußersten Falle kann das Frühjahrsaekern zugelassen werden, wenn nasses Wetter zu erwarten ist; im entgegengesetzten Falle ist alle Mühe nutzlos.

Auf der landwirtschaftlichen Versuchstation zu Krasny-Kut sind während 8 Jahre Versuche mit Sommerweizenaussaat mittels beider Bodenbearbeitungsarten angestellt worden. Beim Herbstackern und bei der Reihensaat belief sich der Ernteertrag durchschnittlich auf 47 $\frac{1}{2}$ Pud, beim Frühjahrsaekern auf 38 Pud von der Dessj, demnach war der Unterschied 9 $\frac{1}{2}$ Pud. Auf den Versuchseldern zu Woljst ergab die Ernte beim Herbstackern für einen Zeitraum von 5 Jahren durchschnittlich 61 Pud von der Dessj, beim Frühjahrsaekern 40 Pud, also 21 Pud weniger. Nach den Versuchen der Saratower landwirtschaftlichen Versuchstation erhöhte die Herbstbearbeitung den Ernteertrag um 50%. In trockenen Jahren ist der Unterschied der Ernteerträge noch größer. So waren z. B. in diesem Jahre die Ernteerträge bei verschiedener Bodenbearbeitung auf der Versuchstation zu Krasny-Kut folgende:

Herbstacker . .	18 P.	Körner,	57 P.	Stroh
Frühjahrsacker	2 " "	"	12 " "	" "
Unterschied . .	16 P.	Körner,	45 P.	Stroh

Die Zeit, in der das Herbstackern stattfindet, ist von keiner wesentlichen Bedeutung, was die vielfach angestellten Beobachtungen bestätigen. Die Besenischuker Versuchstation hat für 8 Jahre im Durchschnitt folgende Ernteerträge des Sommerweizens vermerkt:

Beim Ackern im August . .	58 Pud,
im Septemb. . .	61 " "
und im Oktober . .	61 " "

Andere Versuchstationen haben in dieser Hinsicht ähnliche Ergebnisse erzielt.

Ebenso hat auch die Tiefe der aufgeackerten Erdschicht für den Ernteertrag des Sommerweizens nur eine geringe Bedeutung. Diese Frage ist ebenfalls von den Versuchstationen des Südostens gründlich untersucht und hat folgende Ergebnisse gezeitigt:

Versuchstation	Tiefe der geackerten Schicht		
	2-3 Werschok.	4 Werschok.	5-7 Werschok.
Krasny-Kut .	45 Pud	47 Pud	49 Pud
Besenischuk .	53 "	53 "	55 "

Der geringe Unterschied ist von geringer Bedeutung. Das tiefe Ackern kann allerdings bei verunkrauteten Feldern auf die Erhöhung des Ernteertrages einwirken; ist jedoch das Feld unkrautfrei, so fällt der Vorzug des tiefen Ackerns weg. Die Erfahrungen der südöstlichen Versuchstationen stellen fest, daß man bei einer einigermaßen befriedigenden Bodenpflege das Feld für die Sommerweizenaussaat nur 3 Werschok tief zu ackern braucht.

Statt des frühen Herbstäckerns wird dem Landmann oftmals das Flachäckern (mit einem 4-scharigen Pflug auf etwa 1½—2 Werschok) empfohlen, und zwar sobald das Getreide eingerntet ist. In dieser Hinsicht haben die südöstlichen Versuchsanstalten bestimmte und entscheidende Ergebnisse erzielt, die keineswegs für das Anwenden des Flachäckerns zur Sommerweizenausfaat sprechen. In unseren Verhältnissen darf das frühe Flachäckern des Stoppelfeldes (im Juli—August) auch mit unbedingt darauffolgendem Herbstäckern nicht angewendet werden, da dieses Verfahren keinerlei wünschenswerte Ergebnisse zeitigt. Auf der Station Krasny-Kut ist beim Flachäckern und darauffolgendem Herbstäckern während 8 Jahre eine Durchschnittsernte von 47 Pud von der Dessj. erhalten worden, beim Ackern auf dieselbe Tiefe ohne vorhergehendes Flachäckern 47 Pud 16 Pf. Die Saratower Versuchstation hat durch das vorherige Flachäckern ebenfalls nicht mehr erzielt. Auf der Krasny-Kuter Versuchstation wirkte

das Flachäckern in manchen Jahren sogar schädlich. Im laufenden Jahr z. B. haben die flachgeackerten und darauf tiefgeackerten Felder 10,5 Pud Körner und 41 Pud Stroh von der Dessj. geliefert; die nur im Herbst geackerten lieferten 18 Pud Körner und 57 Pud Stroh. Ein ebensolcher Unterschied war auch im vorigen Jahr zu verzeichnen. Wahrscheinlich verursacht das zweifache Ackern in unseren Verhältnissen das Zerstäuben des Bodens. Der Feuchtigkeitsgehalt des Bodens unterscheidet sich nach zweifachem Herbstäckern nicht von dem Feuchtigkeitsgehalt des Bodens nach einmaligem Herbstäckern. Dennoch muß das Flachäckern ohne darauffolgendes Herbstäckern dem Ackern im Frühjahr vorgezogen werden. Auf der Krasny-Kuter Versuchstation haben während 8 Jahre die im Herbst flachgeackerten Felder durchschnittlich 42 Pud von der Dessj. geliefert, die im Frühjahr geackerten 38 Pud.

(Schluß folgt.)

Die Pflege der Obstbäume.

(Уход за плодовыми деревьями.)

Von L. Dmitrijew, Lehrer am Technikum in Nikolajewski Gorodok.

(Fortsetzung.)

Der Steinfruchtbohrer liebt den Faulbaum sehr und schadet auch den Kirschbäumen.

Wenn die Kirschen die Größe einer Erbse erreicht haben, sticht dieses Käferchen die Fleischfrucht bis auf den weichen unreifen Kern durch und legt seine Eier hinein. Die beschädigten Früchte entwickeln sich schlecht, reifen langsam und bleiben klein. (Sieh Abb. 4.)

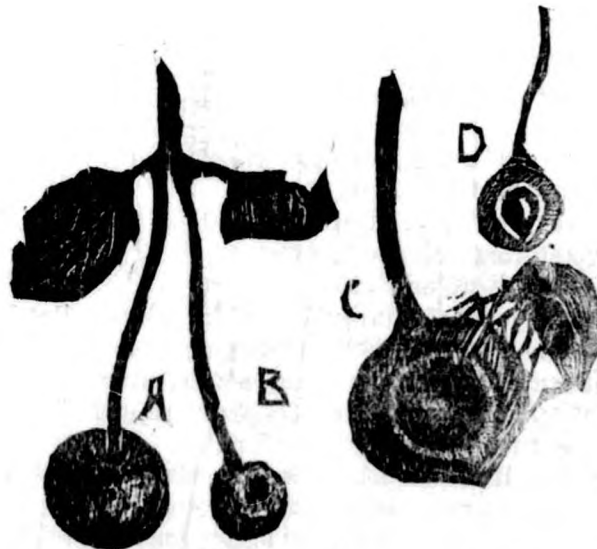


Abbildung 4.

Das oben erwähnten Rüsselkäferchen trifft man sehr oft in den Gärten des Wolgagebietes. Es vernichtet die künftigen Früchte während der Blütezeit und nach dem Abblühen. Es kommt vor, daß während des Blühens der Obstbäume noch ein anderes Käferchen, das Raubkäferchen, russisch оленка (Tropinota hirta), bei warmem, trockenem u. sonnigem Wetter in großer

Menge auftritt. Dieses Käferchen benagt diejenigen Blütenteile, die zur Befruchtung nötig sind. Das Rauhkäferchen fürchtet kühles und

feuchtes Wetter. Besonderen Schaden verursacht es nach 8, 9 Uhr morgens, wenn die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel steht. In zwei



Abbildung 5.

bis drei Tagen können diese Käferchen in den Gärten alle Blüten vernichten. Das Rauh-

Sobald der Garten abgeblüht hat und die Blumenblättchen abgefallen sind, hören die Sor-

gen des Gärtners noch lange nicht auf; er hat abermals Feinde zu erwarten. Zu diesen Feinden gehören die Raupen eines sehr schädlichen Schmetterlings, die Obstmade (*Corpocapsa pomonella*). Dieser Schmetterling legt seine Eier auf die Oberfläche der Frucht oder in die Öffnung des Fruchtkelches junger Früchte. Aus den Eiern kriecht eine Raupe, die in die Mitte der Frucht eindringt und den Samen herausfrisst. Der Apfel wird gelb und fällt vor der Zeit ab. Die Raupe kriecht aus der Frucht und befällt andere Früchte oder versteckt sich unter der Baumrinde, um sich zu verpuppen. Zuweilen kann man in einer Frucht 5—12 Raupen finden. Es ist ausgerechnet, daß zwei Ge-

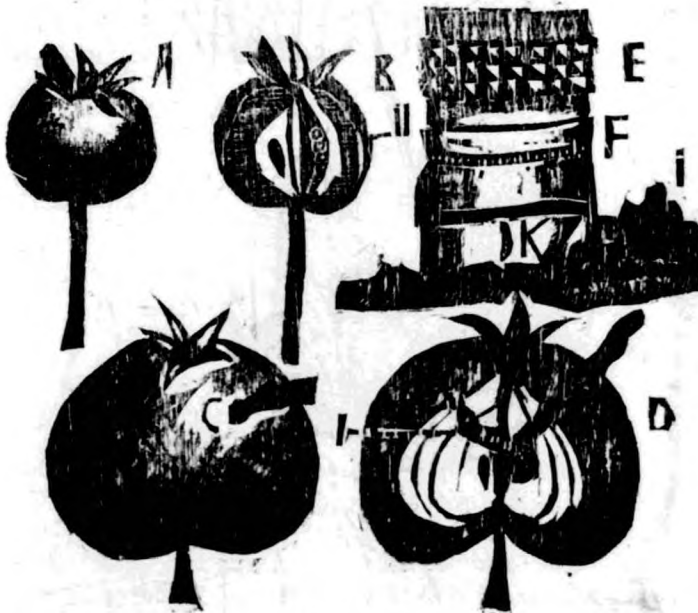


Abbildung 6.

käferchen besitzt einen feinen Geruch: der Duft der Blüten lockt es von entfernten Feldern in die Gärten. (Sieh Abb. 5.)

nerationen eines Schmetterlings gegen 13.120 Früchte vernichten können. Aus dem Obenerwähnten ist zu ersehen, welch einen großen

Schaden die Obstmade im Obstgarten anrichten kann. (Sieh Abb. 6.)

Außer den Insekten gibt es noch ver-

Beschädigung, die verschiedene Schmarozerpflanzen (Pilze) verursachen. Die Keime (die Sporen) dieser Pilze sind feinem Staub ähnlich. (Sieh Abbildung 7.)

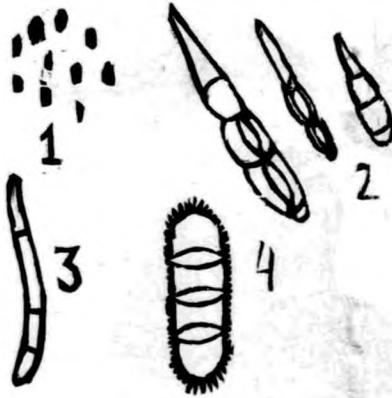


Abbildung 7.

schiedene Krankheiten, die das Obst sehr schädigen. Diese Krankheiten entstehen durch

Sie fallen auf die Oberfläche der Früchte, wachsen durch und durchdringen die Fleischfruchte. Am besten verwachsen diese Sporen, wenn sie auf die Schrammen fallen, die von Insekten auf den Früchten gemacht wurden. Die von den Pilzkrankheiten beschädigten Früchte verkümmern, faulen und fallen ab. Diese faulen Früchte stecken die Blätter, Zweige und gesunde Früchte an. Sie beschädigen die Früchte nach dem Abblühen bis zum Einerten. Die allergefährlichsten Pilzkrankheiten sind folgende: Der Schorf (napwa) der Äpfel und Birnen (*venturia magnalis* und *venturia purina*), die Fruchtfäule (*sclerotinia fractigena*), der Polsterschimmel. Die Sporen, durch die diese Pilzkrankheiten sich verbreiten, sind so klein, daß man sie nur mit Hilfe eines Vergrößerungsglases sehen kann. (Sieh Abb. 7.)

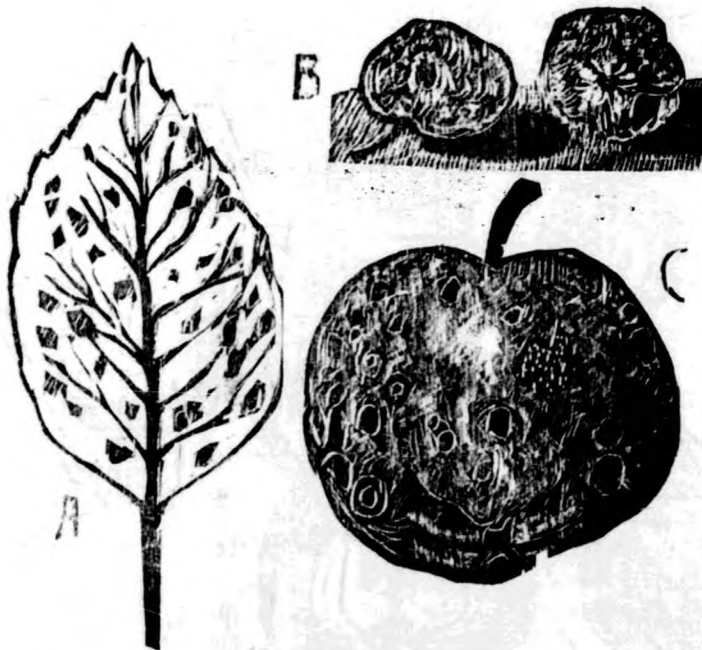


Abbildung 8.

Der Schorf der Äpfel und Birnen schadet den Blättern, wie auch den Früchten vom ersten Moment des Fruchtansatzes bis zur Ein-

sammlung der reifen Früchte. In einem warmen und feuchten Sommer vernichtet der Schorf zuweilen mehr als die Hälfte der Ernte. Da

beschädigte Fruchtansatz vertrocknet und fällt sich mit sammetartigen Flecken, dann entstehen vor der Zeit ab. Die jungen Früchte bedecken Risse, und die Früchte verlieren ihre natürliche

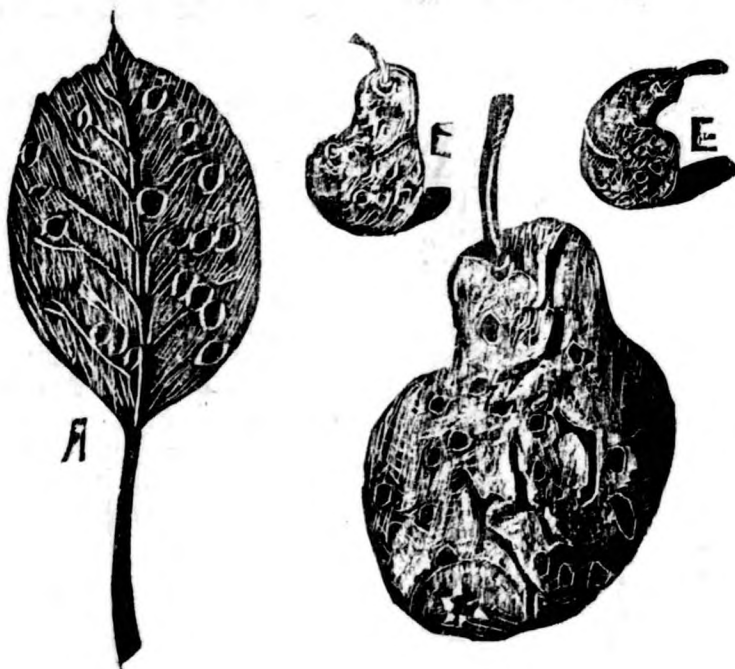


Abbildung 9.

Form. Die normalen Früchte bedecken sich mit der Reife und können deshalb nicht zum Verbrauchen Flecken. Solche Früchte können wohl kauf auf den Markt gebracht werden. (Sieh reif werden, aber sie verfaulen sogleich nach Abb. 8 u. 9.)

(Fortsetzung folgt.)



Der Kog, die Geißel der Pferdezucht.

(Соп—бич коневодства.)

Von E. Rapoport, Veterinärarzt.

Ueber diese verheerende Krankheit der Einhufer: Pferde, Esel und Maultiere, wurde schon sehr viel geschrieben. Trotzdem halte ich es für notwendig, mit unsern Landwirten über diese Krankheit zu sprechen, da sie nicht genügend darüber aufgeklärt sind und sich wahrscheinlich deshalb auch nicht mit der nötigen Aufmerksamkeit dazu verhalten.

Vor allem muß man wissen, daß der Kog nicht durch Erkältung oder durch übermäßige

Arbeit entsteht, sich auch nicht aus dem Strängel entwickelt, sondern eine spezielle Ansteckung darstellt, die durch eine besondere Bakterie hervorgerufen wird, die in Bezug auf ihren Träger ziemlich wählerisch ist. So kann sich diese Bakterie z. B. im Organismus des großen Hornviehs überhaupt nicht entwickeln, die Widerstandsfähigkeit der Schweine ist beinahe ebenso groß, Ziegen und Schafe erkranken am Kog sehr selten, dagegen ist das Kamel dieser

Krankheit viel leichter unterworfen, und noch leichter erkrankten Hunde, Katzen, Feldmäuse und andere wilde Tiere an ihr. Der Mensch ist äußerst empfänglich für den Rogz und stirbt beinahe ausnahmslos daran.

Die Hauptträger des Rogzes sind aber die Einhufer jeden Alters und Geschlechts. Diese Tiere sind imstande, die Ansteckungskeime jahrelang zu tragen, wobei sie sich zeitweilig sogar sehr gut fühlen und vollständig gesund scheinen.

Wie bei jeder Ansteckung erkranken am leichtesten schwache, magere Tiere, die schlecht gepflegt werden und übermäßig schwere Arbeit zu leisten haben. Dagegen finden kräftige und gut gepflegte Tiere die Kraft in sich, der Erkrankung zu widerstehen und sogar gegen die schon in den Organismus eingedrungene Ansteckung anzukämpfen.

Die Krankheit war früher über ganz Europa, wie auch über die andern Weltteile verbreitet. Aber durch ungeheure Anstrengungen und durch Anwendung zweckentsprechender Mittel gegen diese Krankheit hatten sich viele Länder vor dem Weltkrieg schon beinahe gänzlich von der Krankheit befreit. Aber der Krieg lenkte die Aufmerksamkeit von der kulturellen Arbeit ab, verwischte die Grenzen, hob alle Vorsichtsmaßregeln auf und wurde damit zur Ursache einer erneuten starken Entwicklung und Verbreitung dieser furchtbaren Geißel der Pferdezucht.

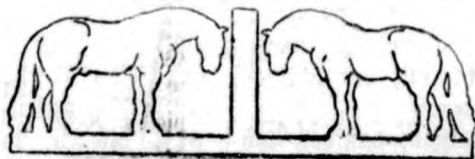
Rußland leidet schon lange an diesem Uebel und verliert dadurch jedes Jahr nicht weniger als 10.000 Pferde. Im Jahre 1908, als man anfing, mehr Aufmerksamkeit auf den Kampf mit dem Rogz zu lenken, wurde die Krankheit in 10.620 Punkten an 21.205 Pferden entdeckt. Am meisten waren die beiden Hauptstädte, der Süden und Südosten Rußlands von dieser Krankheit verseucht. Hierher gehört auch unsere kleine Republik, in die der Rogz, wie überhaupt viele andere ansteckende Krankheiten, aus den benachbarten freien, aber kulturell tiefstehenden Kirgisensteppen eingeschleppt wird.

Nach dem Krieg beschäftigten sich die meisten Länder mit einer gründlichen Reinigung ihres Pferdebestandes, wobei sie vor keinen Opfern zurückschreckten, und erzielten beneidenswerte Ergebnisse. Am richtigsten ging man in Deutschland vor, wo sämtliche Pferde einer eingehenden Untersuchung unterzogen wurden. Im ganzen wurden während des Jahres 1918 14 Millionen wissenschaftliche Untersuchungen vorgenommen, d. h. jedes Pferd wurde im Laufe des Jahres 3 bis 4 mal untersucht. Das Volk verstand die Notwendigkeit, sich von dieser ansteckenden Krankheit zu befreien, versteckte und verheimlichte die kranken Pferde nicht und trug seine Opfer bereitwillig, indem es den verständigen Maßnahmen entgegenkam. Das deutsche Volk feiert nun seinen Sieg über den Rogz, denn seit 1918 trifft man ihn dort nicht mehr.

Leider sehen wir das bei uns nicht. Die Regierung hat einen energischen Kampf gegen den Rogz begonnen, sie verausgabte bedeutende Mittel für die wegen des Rogzes getöteten Tiere und für die Bekämpfung des Rogzes. Aber die Bevölkerung, die ihren eigenen Nutzen nicht wahrnimmt, bei der Wahl von Pferden nicht aufmerksam genug ist und die verpflichtenden Verordnungen auf diesem Gebiete nicht genau erfüllt, versteckt ihre kranken Pferde und hilft sich gegenseitig, sie zu verheimlichen, oder sie macht nicht gleich bei Beginn der Krankheit Mitteilung, sondern wartet, bis sie sich schon stark verbreitet hat. Durch solches Verhalten unterbindet sie jeden Erfolg in Bezug auf die Beseitigung der Krankheit und begünstigt ihre Verstärkung und Verbreitung.

Das eigentliche Wesen der Krankheit besteht in der Bildung von Knoten verschiedener Größe, die leicht plagen und zur Entstehung von bösartigen, eitrigen und schwer heilenden Geschwüren führen.

(Fortsetzung folgt.)





Kultur und Leben.

Anatole France.

Von Wilhelm Herzog.

„Anatole France ist den Kommunisten beigetreten. Dichter sind sonderbare Leute!“
 „Vorwärts“ vom 12. Januar 1921.

Za, ehrenrueter „Vorwärts“, Dichter sind sonderbare Leute! Frankreichs größter Schriftsteller, sein klarster Kopf, sein skeptischer Geist, war sicherlich einer der sonderbarsten Dichter dieser Welt.

Der Greis, der jetzt mit 80 Jahren dahinging, ist ein Revolutionär, ein Vorkämpfer für den Sozialismus gewesen. Er hat nicht geschwankt, wenn Entscheidung für oder gegen die Revolution nottat. Auf der Konferenz von Tours 1920 hat er sich für die Bolschewisten entschieden. Das deutsche Proletariat wird in seinem schwersten Kampf weder von dem einstigen Dichter der „Weber“, Gerhart Hauptmann, noch von Herrn Thomas Mann, der über „okulte“ Geheimnisse“ zu plaudern für wichtiger hält, noch von Herrn Fritz v. Uruh, dem Liebling dieser demokratischen Republik, unterstützt.

Za, es erwartet nicht einmal mehr irgendwelche Hilfe von dieser Seite, ganz zu schweigen von den Kriegs- und Revolutionsdichtern, die mit Recht den Beifall der Bourgeoisie gefunden haben. Was für eine lächerliche Bedeutung maßen sich diese nichtsagenden Poeten und Romanfabrikanten in dieser Zeit an, sie, die mit dem ungeheuren Wirbel, mit dem tosenden Dasein, mit den wirtschaftlichen Krisen und Katastrophen der Gegenwart durch nichts verbunden sind. Die revolutionäre deutsche Arbeiter-

schaft wird die Herren Bloem, Bönsch, Gulenberg, Rudolf Herzog, Fulda dorthin versetzen, wohin sie gehören.

Der größte französische Schriftsteller dieser erbärmlichen Zeit kannte nicht die Bedenken und die Hemmungen jener Soldschreiber des Bürgertums. Er bekannte sich als Pionier der Idee, der er sein ganzes Leben opferte — zur Revolution, zur Befreiung der Menschenklasse durch die Diktatur des Proletariats, zur Weltrevolution. Er, der Nachkomme der großen französischen Enzyklopädisten, der Diderot und d'Alembert, kämpfte Seite an Seite mit dem französischen Proletariat. Er, der ebenbürtige Schüler Voltaires, hat diese „beste aller Welten“ frühzeitig erkannt. Er hat den Sinn ihrer Einrichtungen, ihrer nur für die Reichen berechneten Ordnung bloßgelegt. Er hat die innere Unwahrheit ihrer Gesetze und Gebote durch Satire und Ironie gekennzeichnet. Er hat die freche Annahmung der Besitzenden gegenüber den Hungrigen und Ausgebeuteten gehöhnt und gebrandmarkt. Jedes seiner Bücher entlarvte von neuem die sich immer wieder maskierende bürgerliche Gesellschaft. Seinem durchdringenden Geiste gelang es vor allem, die Lüge von der Demokratie, d. h. der Gleichberechtigung vor dem Gesetz — auf dem Papier — lächerlich zu machen. Schon vor vielen Jahren, als wir in Deutschland uns noch des allgemeinen Wahlrechts und aller der Er-

*) verborgene.

rungenschaften der demokratischen Republik erfreuten, schrieb der Ironiker Anatole France die für die ebertainische Republik, hinter der die Erben Seiner Majestät Stinnes stehen, gültigen Sätze:

„Das Gesetz verbietet in seiner majestätischen Gleichheit dem Reichen wie dem Armen, unter den Brücken zu schlafen, auf den Straßen zu betteln und Brot zu stehlen.“

Der Reiche kommt nicht in die Verlegenheit, die viel gerühmte Gleichberechtigung der Demokratie mit den Armen teilen zu müssen. Für ihn haben die Verbote auch keine Gültigkeit, wenigstens keine aktuelle Bedeutung. Er pflegt nicht unter Brücken zu schlafen, auf den Straßen zu betteln oder Brot zu stehlen. Aber der Erwerbslose, der weder Wohnung, noch Einkommen, noch Brot hat, ist — so höhnt Anatole France — vor dem Gesetz dem Reichen gleichgestellt.

Den ganzen Irrsinn der bürgerlichen Anarchie, die sich kapitalistische Gesellschaft nennt, hat dieser unbeirrbar und unbestechliche Geist aufgedeckt: durch unsterbliche Werke seiner Kunst. Das internationale Proletariat beglückwünschte sich zu dem Bekenntnis, das einer seiner redlichsten internationalen Intellektuellen abgelegt hat: durch seinen Anschluß an die kommunistische Partei, an die französische Sektion der Dritten Moskauer Internationale.

Wir überlassen der Bourgeoisie gerne ihren Marcell Prevost, Rudolf Herzog, ihre Sudermänner aller Schattierungen, und wir begnügen uns — auch auf geistigem Gebiet —, nur mit den besten und edelsten Geistern der Welt in

einer Phalanx verbunden zu sein. Maxim Gorki, Anatole France, Henri Barbusse und Upton Sinclair sind in der Weltliteratur der Gegenwart selbst die von der Bourgeoisie anerkannten größten Schriftsteller. Sie gehören zu uns, sie gehören zur revolutionären Arbeiterschaft. Sie haben sich zu ihr bekannt, sie helfen mit am Werk, das wir schaffen, mit uns trogend allen Lügen und Verleumdungen, die nicht abbrechen werden, solange die bürgerliche Gesellschaft und ihre Helfershelfer (die „demokratischen“ Moskewitz und Hilferding-Sozialisten) in so reichem Maße wie bisher über die Macht verfügten, die noch nicht aufgeklärten Massen durch die Presse vergiften und verdummen zu können.

Anatole France rechnete sich selbst in die Reihe der großen Aufklärer. Viele seiner Kritiker wollten ihn deshalb nicht als Dichter gelten lassen. Er war ihnen zu kritisch, zu skeptisch, zu nah dem Leben, zu unerbittlich. Was er jedoch wollte, war: durch Aufhellung die Menschen bewußter werden zu lassen, sie durch Erkenntnis der Not zur Gemeinschaft, zu einer höheren Gesellschaftsordnung, zur *communitas*, zu erziehen.

Am Ende seines Lebens sah er vom Osten her das Licht erstrahlen, und er, das kritischste Gehirn unserer Zeit, bejaht das durch tausend Widerstände und Hemmungen sich durchbrechende, durchsetzende neue revolutionäre Leben, bejahte die von Marx und Engels aufgestellten, von Lenin und Trotzki fortgeführten kommunistischen Lehren und stellte sich als Soldat in die große Armee der Roten Internationale.

„Die Rote Fahne“.



Gegen den Strom.

Erzählung von Walter Born.

(Fortsetzung).

Alexander Jallisch und Karl Jallisch hatten auf Hochschulen studiert und begannen nun, ihre Weisheit an den Mann zu bringen. „Die misse abscheulich gscheit sin“, dachte Better Heinrich bei sich und wagte auch kein Wort einzustellen; denn er befürchtete, mit seinem dummen Bauernverstand ein Wort verkehrt an den Tag zu

bringen oder an der unrichtigen Stelle zu sagen und sich vor diesen Herren bloßzustellen. Er saß also „mit der Zung im Maul“ da und konnte sein Anliegen nicht vorbringen.

Am Abend, als er wieder mit seiner Alten allein war, klagte er ihr seine Not, aber es stellte sich heraus, daß die Wes Kathe

auch nicht mehr Glück hatte: die Schwägerin Pauline — die Mutter der Brüder — hatte so viel auszufragen, daß die Zeit zur Beantwortung dieser Fragen, die die Ereignisse und die Veränderungen im Dorfe betrafen, nicht ausreichte.

Am nächsten Morgen machte Friedrich Jakttsch einen Spaziergang mit seinem Gast bis an die Buden auf dem Markt, wo alle großen Händler gewöhnlich mit ihren Priskaschiks versammelt waren. Friedrich Jakttsch gesellte sich diesmal nicht zu ihnen. Bei dieser Gelegenheit brachte Vetter Heinrich sein Anliegen vor.

„Welcher is s denn?“ fragte Friedrich Jakttsch.

„No dr vierte, dr Franz. Der is disjohr aus der Schul gange.“ —

„Ach so, der Kränliche! Schade, daß Er sich uns nich ehr zu wisse getan hat. Mir hawe re jeß angenomme.“ —

Bei diesen Worten wurde es Vetter Heinrich heiß und kalt. Im Dorfe ging jeß schon das Gerede, und wenn er jeß unverrichteter Sache zurückkäme, hatte er sich im ganzen Dorfe „blamiert“.

„Awer wart n mal“, sand Friedrich Jakttsch einen Ausweg, „mir spreche mitn Jakow Andreitsch.“ Dieser wurde sogleich herbeigerufen und in einigen Minuten war die Sache abgetan. Nach einer Woche sollte Fränzel in das Geschäft eintreten.

Am Nachmittag trat Vetter Heinrich etwas unbefriedigt die Rückreise an. Die großen Herren hatten die für ihn so wichtige Sache sehr geringschätzend behandelt, und die Bude des Jakow Andreitsch war auch kleiner und weniger in den Dörfern bekannt.

Obzwar Fränzel „n gewerfelter Jung“ war, so fiel es ihm doch ziemlich schwer, sich in die neuen von seiner früheren Lebensweise grundverschiedenen Verhältnisse einzuleben. Für gewöhnlich hatte er die Waren in der Bude hin und herzutragen oder aus dem Lager beizuholen, aufzuräumen und den älteren „Priskaschiks“ die Waren beizugeben, wobei er sich auch mit den Namen und den wirklichen und anzupreisenden Eigenschaften der Waren bekannt machte.

Für jeden Händler waren die Markttage große Feiertage. Für Fränzel bot der Markt ein anziehendes Bild. Schreiend und lärmend

wühlten sich Tausende von Menschen durcheinander, jeder nur um die Ausführung seiner eigenen Pläne besorgt. Und zur Vergrößerung des ohrenbetäubenden Lärms war auch Fränzel berufen, einen Teil beizutragen. An diesen Tagen mußte er an der Ladentür stehen und alle Vorübergehenden zum Kauf einladen. Dabei galt es, alle mit einander wetteifernden Nachbarn zur Rechten und zur Linken an Beredsamkeit und Redskraft zu überbieten. Als Fränzel das fremdartige Gesamtbild des Marktes mehr oder weniger vertraut war, machte ihm seine neue Beschäftigung an den Markttagen viel Vergnügen. Besondere Freude hatte er, wenn er den Nachbarn einem sicheren Käufer abjagen konnte. Sogleich begann er dann seine Kollegen zu necken und zu ärgern, so daß bald ein marktstreuerisches Schelten und großer Lärm entstanden.

Aber nie verlor Fränzel das Gleichgewicht. Auch aus diesen Tagen versuchte er Gewinn zu ziehen. Oft unterbrach er seine zornige Rede an die benachbarten Ladenjungen im halben Wort, um sich mit der ausgesuchtesten Höflichkeit und Freundlichkeit an einen der Umstehenden zu wenden, die durch den Lärm herbeigelockt worden waren: „No, Alter, was kooft Er denn? Komm Er nor rin, mir hawe Herz was begerschte.“ Lachend und kopfschüttelnd oder auch verblüfft über diese schnelle Wendung folgte so mancher Käufer diesen sonderbaren Einladungen. Ein andermal rief er einem alten glatt rasierten Bauer zu: „Michelvetter, kooft Er doch vooch bei uns e mal was!“

Erstaunt blieb der Alte stehen und fragte: „No wuher weescht n Du, daß ich Michel heeß?“

„No ich kenn Ihn doch schon lang!“

„Ihr hat nit was ich brauch“, sagte Vetter Michel, nach den vornehmen Sachen in den Schaufenstern schielend.

„Was? mir nich hawe? No da kann Er vorsichert sin, daß mir alles hawe; geh Er nor mal rin!“

„Hätt r Bascht?“ fragte er den ihm höflich entgegnetretenden Ladendiener.

Ein schallendes Gelächter der sämtlichen Ladendiener war die Antwort. Diesen Leuten kam es zu „schaakisch“ vor, daß man in einem so vornehmen Geschäft Bast verlangen konntz. Der Alte lachte mit und sagte zu Fränzel:

„No sibchte, du sakrischer Stoffel, ihr hatt nit, was ich brauch!“

„No zu was hat n Er vooch den Bast netig?“

„No for Schlittefange anzubinne.“

Jakw Andreitsch hatte seine helle Freude an der gewandten Tätigkeit Fränzels. Auch Friedrich Jakttsch beobachtete das sichere Wesen des geborenen Kaufmanns an Fränzel mit wachsendem Staunen.

„Mama“, sagte er eines schönen Morgens zu seiner Mutter, die in allen wichtigen Fragen zu Rat gezogen wurde — „Mama, mir hatwe n Fehler gemacht, mir hätte den Fränzel nemme solle; des gebt e mal n tichtiger Koofmann, da kann mr sich vrlasse druf.“

„No, wann r sich so bockbeenig anstellt wie sei Vatter, da geb ich vooch kee drei Rebi vorn“, versetzte einer der jüngeren Brüder.

„Gar keen Berglich, Sascha; der is ganz aus die Art gschlage.“

„Der fährt ja Motter noch“, sagte die Mutter in ihrer „kolnierischen“ Sprache, die sie ungeachtet des Gespöttels nicht verleugnen konnte, „die Keilholze ware vun jeher Keilhelzer, wu mr Tir um Tor ufrenne konnt mit. Die Kathe hot ne erscht des bische Verstand in die Familje gebrocht. Den Jung muß mr nemme“, entschied sie kurz.

„Des kann ich nor nich vorstehe, wie die so e Vermege zammebrengge konnte“, sagte Alexander Jakttsch.

„Des is e altes Sprichwort, Sasche, un e wohr Wort is s, daß dr dummste Bauer immer die dickste Kartoffel ernte tut.“

Und freundlicher als je zuvor wurde Fränzel bei der nächsten Begegnung angeredet und sogar eingeladen, Friedrich Jakttsch mal zu besuchen. Ob er wohl gar nichts auf die Verwandtschaft halte, hatte Friedrich Jakttsch gefragt. O ja, Fränzel hielt ebensoviel auf die Verwandtschaft als auch Friedrich Jakttsch.

Fränzel trat wirklich nach Ablauf des ersten Jahres bei Martins als Ladendiener ein. Er mußte zwar ein ganzes Jahr bei den schmutzigen Waren aushalten, aber Friedrich Jakttsch sah seiner behenden Arbeit und seinem humorvollen und doch höflichen Umgang mit den Käufern gern zu.

„Friedrich Jakttsch, der Better Karl will die Gas vor n Kuwl zwanzig, kann mr sch n wol geive?“

„No, wenn du nich weest, wie mr mit die Kaiser umgeht, dann lerns nor erscht.“ Und Fränzel kam mit solchen Fragen nicht mehr.

Er wußte, daß er diesen Großkäufern nachlassen mußte, um es an anderen Waren oder auch an anderen Käufern wieder wettzumachen.

Noch ehe Fränzel in die Arschinwarenabteilung überführt wurde, hatte sein scharfes Auge schon alle geheimen Briffe erfasst.

„Fränzel, da hier die Stücke Waar gehn nich, die mußst de fortschaffe.“

„S gut, Friedrich Jakttsch!“

Am Abend kam Fränzel, mit einer großen Schere bewaffnet, und bis spät in die Nacht hinein dauerte die Arbeit. Alle Stücke wurden in kleine Stückchen zerschnitten, und am nächsten Tage prangte schon ein großes Schild im Schaufenster: „Ausverkauf von Resten.“ Fränzel hatte alle Hände voll zu tun, denn alle wollten von den billigen Resten kaufen.

„Die koofe wie toll“, sagte Fränzel zu einem seiner Kameraden.

„Fränzel, sin die Restcher all?“

„Ja, Friedrich Jakttsch.“

„Haste burehent, was se kame?“

„10 Prozent mehr, wie dr Verkoofspreis war.“

„No s gut!“

Schon nach dem dritten Jahre seiner Dienstzeit bei Martins mußte Fränzel mit Friedrich Jakttsch nach Moskau, Iwanowo-Wosnesensk, ja sogar nach Warschau und Lodz fahren, um ihm bei der Auswahl der Waren zu helfen.

* * *

Mittlerweile hatte sich Fränzel nicht nur körperlich, sondern auch im Umgang mit seiner Umgebung zum Franz Andreitsch entwickelt. Einer seiner früheren Kameraden, dr Hannichels Karl, der ihn beim Weizenabwiegen zufällig sah, erzählte nun den Kameraden in Waldhausen, daß „dr Fränzel so w.iß un so zart“ sei, „wies schenste Mädche, wie Milich un Blut“, wiederholte er. „Nach grollige Hoore kriecht r jo.“

„Geh nor, der tut sich inlocke“, sprach jemand seine Vermutung aus.

Jedoch Fränzel lockte sich nicht ein, es war Natur, daß sein schwarzes Haar in schönen Locken das Haupt umwallte. Die Augen belebten das ganze Gesicht.

Im Prikaschitsklub war Fränzel ein angesehenes Mitglied, bei Tanz und Spiel war er der erste, so daß ihm auch die weibliche

Gesellschaft bei der Unterhaltung und beim Spiel so manche freie Redlichkeit erlaubte, die bei anderen streng gerügt worden wäre. Bei ihm wurde alles für Spaß aufgenommen; denn er hatte die Gabe allen seinen Zweideutigkeiten eine spaßige Wendung zu geben, so daß man ihm nicht böse werden konnte. Nur Zettche Gründlich, die mehr und lieber mit den Büchern Umgang pflegte als mit Menschen, schnitt ihn einige Male kurz ab. Und als er mit seinen gewöhnlichen Späßen darauf erwiderte, wurde sie grob. Bei der Frauengesellschaft riefen diese Vorfälle Entrüstung hervor. Zettche wurde gerade nicht sehr gnädig beurteilt. „Kraitche, rühr mich nich an, ich stink“ und dergl. Kosenamen und kritische Bemerkungen mußte sie hören. Bei den jungen Männern wurde es umgekehrt mit Schadenfreude aufgenommen. Die Neckereien und Nörgeleien nahmen nun kein Ende mehr: „Gell, biste mal angelooße!“

Fränzel fühlte sich stark verletzt, und am Abend als er im Bette lag, ließ er seinen Rachege danken freien Lauf. Kurz faßte er sie folgendermaßen zusammen: „Wart nor, du kommst mich och e mal ins Garn gelooße“.

Von dieser Zeit an verbrachte Fränzel den größten Teil seiner freien Zeit in der Bibliothek des Klubs. Er ließ sich ein Buch geben und las darin, ohne sich um irgend jemand zu kümmern. Nach einigen Wochen steigerte sich die Verwunderung Zettchens über diese Umwandlung so sehr, daß sie ihn endlich fragte: „No was leste denn da, Fränzel?“ „Giller un Schede“, antwortete Fränzel kurz, ohne vom Buche aufzuschauen.

„Ach, du da, da seht mr ewe, daß du gar nir vun die Bicher weest; s heest: Schiller un Geithe, her, ich will dich e mal e scheenes Gedicht suche.“ Fränzel las die bezeichneten Gedichte, fand sie aber gar nicht so sehr schön; seine eigenen Späße schienen ihm witziger, aber er unterdrückte sie. Die Gespräche über gelesene Bücher wiederholten sich und arteten später in Vorlesungen aus Büchern aus, die schon in Zettchens Quartier verlegt wurden, wo sie allein mit ihrem Vater, einem alten Arbeiter, lebte.

Ungefähr nach einem halben Jahr sagte Fränzel zu einem Kameraden in vertraulichem Gespräch: „Die hat sich an die Romane verwertt gelese. Zesses, wenn die ins Kisse kommt,

ich kann s dich gar nich sage, wie witzig daß die werd.“

Der Büchereifer Fränzels ließ allmählich nach; er wurde wieder der lustige Gesellschafter von früher. In der jugendlichen Gesellschaft, besonders des weiblichen Teils, herrschte eitel Freude über diese Bekehrung. Und Fränzel war toller und ausgelassener als je zuvor. Doch wenn er abends durch dunkle Straßen mußte, erfaßte ihn eine sonderbare Beklemmung. Ueberall verfolgte ihn Zettchens Gestalt. War er allein, so redete sie ihn an. Aber grob fertigte er sie stets ab und beschleunigte seine Schritte, um von ihr wegzukommen.

Eines schönen Tages wurde Fränzel zu Friedrich Jakttsch ins Rabinett beschieden. Nichts Schlimmes ahnend, trat Fränzel lustig ein. Friedrich Jakttsch starrte finster vor sich hin.

„Was muß ich n da here, Franz; du hast mit des Mädche angebendeit un laßt se jeh sitze?“

Trozig zuckten die Mundwinkel Fränzels: „Des sin Ihre Sache nich, Friedrich Jakttsch!“

„Wie, mei Sache nich? Du tußt unfer ganze Firma schände, un dein Batter hab ichs Wort gegewe . . .“

„Das sin och mei Batter sei Sache nich!“ unterbrach ihn Fränzel heftig.

„Ei-jei-jei, Franz, was hast du mich vorn Plan vornicht“, schlug jetzt Friedrich Jakttsch einen anderen Ton an, „ich dacht, du kennst emal die Olga heirate uns Gschäft üvernemme, awer jeh is die Herrlichkeit in Dreck gfall.“

„Des sin mei Sache nich!“ versetzte Fränzel trozig.

„Dunnewetter noch emal! Mit dich will mr im Gute spreche, un du — Sach nich, Sache nich! Morze nemste dei Rechnung!“

„S gut, Friedrich Jakttsch!“ und Fränzel drehte sich auf dem Absatz um und ging trozig zur Tür hinaus.

Die nächste Nacht verbrachten beide in schlafloser Unruhe. Fränzel sah im Geiste nur noch das verschmerzte Vermögen; auch Olga, das 15-jährige Mädchen, war gar nicht so unrecht „un is gebildet — ja wenn mr des hät wisse kenne“. Solche und ähnliche Gedanken schwirren durch seinen Kopf und ließen ihn nicht zur Ruhe kommen.

— „Wenn r jo nor e klee bißche hät kleen drin geewe, hät ichs n ja doch noch vorzeiht; s grad schade for sei Fähigkeit“, philosophierte Friedrich Zalktsch die ganze Nacht hindurch.

Ganz unverhofft kam Fränzel in Waldhausen an. „Ich bins emal satt for anner Zeit Sakai zu sin!“ erklärte er den Alten den Grund seiner Ankunft.

* * *

Die Zeit verstrich. Nach dem öden traurigen Herbst war der grimmige Winter vergangen, und der lachende Lenz hatte schon längst die dicke Eisdecke der Wolga gebrochen. Das Vieh weidete schon eine graume Zeit auf dem

Felde und rupfte an den grünen Spitzen. An einem düsteren Frühmorgen, als die Hähne noch krähten, trafen sich in dem kleinen Wolgastädtchen zwei Mädchen beim Rührtreiben.

„Horch e mal, Milusche, haste schun was Neues gehert?“ —

„No was denn?“

„Gestern haive se Gründlichs Zettche nach Samara in die Eranstalt gebracht.“ —

„No baschaleste? Die hat glob ihre Kind...“ und noch näher neigten sie die Köpfe aneinander, so daß die weitere Unterhaltung das Geheimnis der beiden blieb. Beim Scheiden sagte Dortje noch: „Dr Alte will sich grad vorreiße.“

„Ei-jei-jei! Wie s awer zugeht uf dr Welt!“ —

(Fortsetzung folgt.)



Nebelträume.

Von Lili-Lila.

(Schluß.)

Wohl erkannten sie bereits, daß unsere Nebelerde, jene tanzende Nebelkugel, von der ich fortschwebte, nur ein Nebelplanet eines Nebelsonnensystems ist. Wohl erkannten sie, daß dieses Nebelsonnensystem aus einer Urform durch Drehung hervorging. Wohl erkannten sie, daß alle Nebelsterne, die über unsere Nebelerde leuchten, eben solche Nebelsonnensysteme sind, nur in weiter, weiter Ferne. Wohl erkannten sie, daß alle jene Milliarden Nebelkörper aus einheitlichen Nebelstoffen bestehen. Sie erkannten auch bereits, daß wir, die denkenden Nebelwesen, aus denselben Nebelstoffen bestehen, daß wir das Produkt einer langen Kette der Entwicklung sind, deren erstes Glied ein harmloser Knäuel, das erste Nebelprotoplasma war. Sie erkannten, daß der Nebelstoff ein Chaos ist und war und wird, daß die natürliche Folge der Unordnung in diesem Chaos — die Entstehung geordneter Systeme ist; daß die natürliche Folge der ungeordneten zahllosen Bildung von Nebelstoffmischungen — die Ent-

stehung einer außerordentlich komplizierten, lebenden Mischung, des Nebelprotoplasmas ist, daß die natürliche Folge der chaotischen, ziel- und planlosen Form der Erhaltung des Nebelprotoplasmas — die zielhafte Bervollkommnung bis zur Bildung des denkenden Nebelwesens ist. Sie erkannten das Wesen der Nebellichterscheinungen, der Nebelwärmeerscheinungen und noch vieles, vieles mehr und fanden für alles Gesetze in Wort und Zahl. Nur in einem irrten sie!

Als unsere Vorfahren jede Nebelstoffmischung in kleinste Kügelchen zerlegen lernten und dann mit Erfolg diese Kügelchen weiter in noch kleinere Teile zerlegten, da nannten sie jene kleinsten Teilchen die Nebelstoffmoleküle. Bald fanden sie, daß die Zahl der verschiedenen Nebelstoffmoleküle sehr beschränkt ist. Es gab ihrer 90, die sich durch Größe, Schwere, Dichte und andere Erscheinungen voneinander unterschieden. Da zogen sie daraus den Schluß, daß aller Nebelstoff aus 90 Grundelementen

bestehe. Nebelgold, Nebelkohle, Nebelblei usw. nannten sie jeden einzelnen Grundstoff und gaben jedem Element einen Buchstaben als Symbol. Sie stellten ein Gesetz auf von der Unteilbarkeit der Nebelmoleküle; denn niemals gelang es, aus Nebelkohle Nebelgold zu erzeugen, obwohl die ältesten Vorfahren solches lange Zeit versuchten.

Doch bald sollten die gelehrtesten Nebelwesen mit einer sonderbaren Erscheinung vertraut werden. Ein Nebelstoffelement, das Nebelradium, sandte sonderbare Lichtstrahlen aus, die wesentlich von den Nebellichtstrahlen verschieden waren. Die Untersuchung zeigte, daß das Nebelradiummolekül einem Zerfall unterliegt, daß aus diesem Molekül außerordentlich kleine Teilchen, Atome nannte man sie, hervorgeschleudert werden.

So war denn das Gesetz von der Unteilbarkeit der Nebelmoleküle untergraben, und heute wissen wir, daß jedes Nebelstoffmolekül nichts anderes ist als ein System von Atomen, einem schweren im Zentrum, um den zwei leichte kreisen. Heute wissen wir, daß der unendliche Raum erfüllt ist von sich chaotisch bewegenden Atomen, die sich treffen, Moleküle bilden, sich zu Urkörpern anhäufen, aus denen dann die Nebelsonnensysteme entstehen. Durch Molekülzerfall geht der Nebelstoff wieder über in die Uratome, und so ist es und war es und wird es im unendlichen Raum auf ewige Zeiten.

Unendlich ist der Nebelraum,
Unendlich auch die Zeit!
Man fände nirgends Rand und Saum,
Und flög' man noch so weit.

Vergeblich forscht man, was da war,
Vergeblich, was noch wird!
Als sich die Nebelwelt gear,
Da war sie, ist und wird. —

Die Harmonie im Nebellall,
Die Ordnung der Natur,
Kurz, das Gesetz in Wort und Zahl,
Hat Grund im Chaos nur.

Drum suche nicht nach dem, was war
Und nicht, was es einst bringt,
Das Nebelchaos ist und war,
Dem Harmonie entspringt.

*

„Du irrst!“ rief plötzlich der Träumer,
„du irrst!“ Deine Nebelwelt ist nicht unendlich,
sie ist nur ein verschwindend kleiner Teil
unserer Erde. Deine Nebelwelt ist nicht ewig;
sie hat einen Anfang und ein Ende in der
Lebensdauer unserer Erde. Deine Atome sind
nicht die einzigen, es gibt ihrer noch viele. Du
irrst!“

Mit diesen Worten sprang er auf und
blickte in eine sternklare Nacht. Kein Nebel
weit und breit. Ruhig und still blickten tausend
Sternlein auf den nächtlichen Träumer herab.

Lange stand er bewegungslos, dann lösten
sich seine Lippen und fragend glitt es über die
Wellen des Meeres, hinauf zu den endlosen
Sternen:

Ist jenes Band am Firmament
Der Horizont von einer Welt,
Die noch kein Sterblicher erkennt
Aus seinem engen Erdenzelt?

Wird einst der Mensch vom Wahn befreit,
Daß wir die Elektronen sind?
Und wird er einst in ferner Zeit
Vom Erdensohn zum Weltallskind?

Besteht Unendlichkeit darin,
Daß alles, alles endlich ist?
Der Ewigkeit erhabner Sinn
Darin, daß alles zeitlich ist?

Ihr Sterne dort am Firmament,
Sagt an, was ist, was war, was wird,
Sagt, was kein Sterblicher noch nennt,
Sagt an, worin der Mensch noch irrt.

Dann ward es still, ganz still. Nur eine
Krähe bekundete durch lautes Kreischen ihr Un-
verständnis für das, was hier geschah.



Bücherschau.

LERNE LESEN

Erstes Lesebuch für die deutschen Kinder des Bundes der Räterepubliken. Von Franz Bach, mit Zeichnungen von Paul Rau. 85 Seiten. Staatsverlag, Bokrowff, 1924.

Endlich ist doch ein neues deutsches Lesebuch erschienen und dazu noch ein wirklich neues seiner Methode und auch seinem Inhalte nach. Dieser ist leider nicht so streng durchgeführt wie die neue Methode, doch ist das Büchlein von jeglichem religiösen und patriotischen Kram vollständig frei. In dieser Hinsicht, wie auch in Bezug auf die Methode ist das Büchlein zu begrüßen. Nur hätte der Verfasser besser getan, wenn er es mit dem Vorwort nicht so kurz gemacht, sondern darin eine Erläuterung der Methode, die den meisten Lehrern wohl unbekannt ist, wenn auch nur kurzgefaßt, gegeben hätte; denn nicht ein jeder Lehrer, besonders außerhalb der deutschen Wolga-Republik, wird „Unsere Wirtschaft“ immer zur Hand haben und auch vielleicht nicht leicht finden. Dieser Mangel muß bei der nächsten Auflage, die wohl hoffentlich bald erscheinen wird, beseitigt werden.

Die Methode des Büchleins ist der amerikanischen ähnlich. Begonnen wird mit ganzen Wörtern, nur eingeteilt in Silben, die die Kinder auch zugleich abzeichnen können. Das ist nicht schwer, da im Gegenteil zu allen alten „Fibeln“ in diesem Büchlein die lateinische Schrift, und nicht die gotische, angewendet wird. Viele werden das wohl als eine zu weitgehende Neuerung betrachten; für die Kinder aber ist es eine große Erleichterung, da sie dadurch von vielen unnützen Qualen der alten Schule befreit werden. Der weitere Uebergang zur gotischen Schrift (die leider bis jetzt noch nicht das Schicksal einiger veralteten russischen Buchstaben

getroffen hat, was aber früher oder später geschehen wird) ist für die Schüler nicht schwer.

Besonders zu unterstreichen ist, daß sinnlose, rein mechanische Übungen gänzlich fehlen. Schon ganz am Anfang auf der zweiten Seite sind Sätze aus zwei Worten — Lore, lose —, die durch ein passendes Bild gut dargestellt sind. Kleine Erzählungen, wenn sie so genannt werden können, sind auch schon am Anfang vorhanden und dem Verständnis der Kinder recht gut angepaßt; doch wäre mehr zeitgemäßes Material erwünscht; das wenige, das vorhanden ist, ist im Gegensatz zu dem andern nicht den Kindern angepaßt, z. B. Sichel und Hammer. In einigen Aufsätzen möchten wir weniger Moralisierung sehen. (Der gute Hugo — der für ein Stück Kuchen auf die rote Tafel kommt; Lerne lesen — um auch neue Sachen zu bekommen und andere.) Auffallend ist noch die große Anzahl von Eigennamen, darunter wenig bekannte, z. B. Aurelia, und kleine Gespräche, was eine gewisse Eintönigkeit hervorruft. Es ist natürlich eine sehr schwere Aufgabe, genügend viel kurze Wörter, in denen die erforderlichen neuen Buchstaben hinzukommen, zu finden, und jedenfalls hat der Verfasser auch den bei ihm angeführten Wortschatz nicht ohne Mühe aufgefunden. Noch möchten wir darauf hinweisen, daß die Teilung in Silben zu lange eingehalten wird, ganze 57 Seiten von 81. Das Buch ist gut illustriert, die Zeichnungen einfach und verständlich. Im ganzen ein gutes, nützliches Büchlein, das wir allen Lehrern und Schülern aufs heifteste empfehlen. Dem Verfasser wünschen wir, daß er sich recht bald an die zweite Auflage macht und nicht mehr so unendlich lang auf ihr Erscheinen warten muß, was bei der ersten der Fall war.

H. G.





H. Becker.



Naturbilder aus unserem Gebiet.

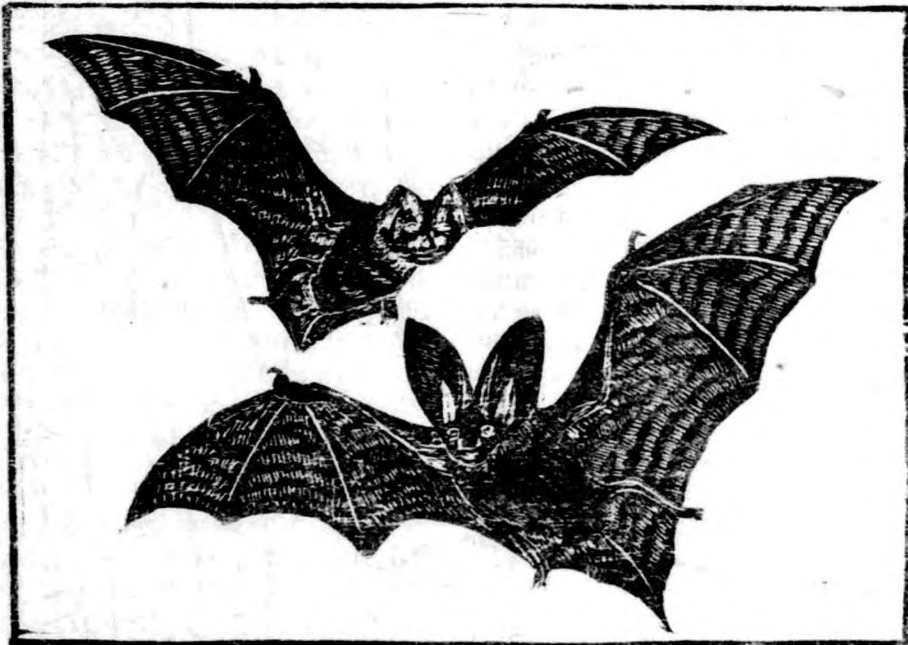
Eine gewandte Fliegerin.

Von P. B.

In einer lauwarmen, duftigen Juninacht begann sie ihren Flug.

Sie war wahrhaftig kein Vogel und auch kein Kerbtier oder Insekt, bei denen das Fliegen

gar nicht so wunderbar erscheint, sondern ein Wesen, das fertige lebendige Jungen zur Welt bringt. Doch besaß sie ein Paar Flügel, mit denen sie wohl zufrieden sein konnte.



Oben: Mopsfledermaus. — Unten: Ohrenfledermaus.

Die Flügel bestanden aus den langen Oberarmen, den verhältnismäßig noch viel längeren Fingern, den kurzen Daumen ausgenommen, und aus Flughäuten, die sich an den Seiten des Körpers bis zu den Füßen herabzogen, die Beine nebst

dem Schwanz einhüllten und nur die Daumen an den Händen und die Füße freiließen.

Das Flügelpaar spannte sich gut viermal so breit auseinander als der Körper der kleinen Fliegerin, die von der Größe und Farbe einer ge-

wöhnlichen Maus war, der Länge nach maß. Doch war sie, auch abgesehen von ihren Flügeln, der Maus sehr unähnlich. Sie hatte verhältnismäßig sehr große Ohren; auch war ihre Schnauze nicht so spitz wie die der Maus.

Die Fliegerin — es war eine Fledermaus — flog sehr schnell und leise in dem Obstgarten des Alten Fritz umher, um sich Nachtfalter, Käfer und dgl. „Beckerbissen“ zu erschnappen. So tummelte sie sich eine geraume Zeit in dem Garten herum. Sie hatte schon eine beträchtliche Menge Schmetterlinge und Käfer erwischt und damit ihren guten Appetit gestillt — da plötzlich wahrte sie zu ihrem Schrecken, wie eine große Eule auf sie loschoß. Nur durch Pfeilschnelle geschickte Wendung vermochte die kleine Fliegerin dem abscheulichen Ungetüm zu entgehen. Der Appetit war ihr nun vollends vergangen. Sie flog eiligst heim in ihr Versteck hinter dem großen Holzstoß in der Scheune des Alten Fritz.

„Nun, ich hätte ja meinen Vormitternachtsflug doch bald beendet“, tröstete sich die Fliegerin, indem sie sich mit den Füßen an einen Balken krallte, den Kopf samt dem Körper nach unten hängen ließ und sich zur Nachmittlernachtsruhe anschickte.

Gegen Morgen flog sie wieder aus, um ihren Appetit, der aufs neue stark erwacht war, zu befriedigen. Diesmal war das greuliche Ungetüm nicht mehr zu bemerken, so daß sich die gewandte Fliegerin nach Herzenslust laben konnte.

Und als sie dann bei Tagesgrauen wieder zurück in ihr Versteck eilte, um bis zur nächsten Nacht darin geborgen zu sein, dachte sie bei sich: „Wenn die Räuberin und Mörderin mir wieder nach dem Leben getrachtet hätte, so wäre ich wohl gezwungen gewesen, meine Streifzüge irgendwo anders zu machen.“

* * *



Eine seltsame Jagd.

Von L. B.

Nach dem früh hereingebrochenen regnerischen Herbst und dem langen griesgrämigen Winter freuten wir Kinder uns um so mehr, daß der „goldige“ Frühling wieder ins Land gekommen war. Wir

Von den Fledermäusen, deren es mehrere Arten gibt, ist die bei uns und in ganz Europa bis 60° nördl. Br., sowie in Nordafrika, West- u. Südastien vorkommende gemeine Ohrenfledermaus (*Plecotus auritus*) für uns am bemerkenswertesten. Den Namen Ohrenfledermaus hat sie daher, weil ihre häutigen Ohren sehr groß, fast so lang wie der Kopf sind. Sie ist über 8 cm lang und klastert etwa viermal so breit. Der von der Flughaut umschlungene Schwanz hat fast die Länge des Leibes. Ihr Pelz ist graubraun, unten hellgrau. Ihre großen, schwarzblauen Augen liegen in der Mitte zwischen den kleinen Nasenlöchern und den großen Ohren und werden von dicken Augenlidern geschützt. Arme, Beine und Zehen zeichnen sich durch Stärke und die langen, weißen Nägel durch Schärfe aus. Gesicht und Geruch sind wenig, Gefühl und Gehör aber sehr gut entwickelt, so daß sie allem ausweichen kann, auch wenn sie geblendet ist. Ihr Flug ist schnell und sehr leise; das Gehen auf ebenem Boden fällt ihr aber sehr schwer. Von der Erde kann sie auch nur schwer aufsteigen, weshalb sie gewöhnlich an einem Gegenstand emporkriecht und sich dann herabfallen läßt. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Nachtinsekten. Im Winter hängen die Fledermäuse gesellschaftlich in ihren Schlupfwinkeln in einer Art Erstarrung. Das Weibchen, im Herbst begattet, wirft erst im Frühling ein Junges, das noch lange an den Zitzen der Mutter hängt und von dieser auch im Fluge herumgetragen wird. Die Fledermäuse bringen durch Vertilgen vieler schädlichen Nachtinsekten großen Nutzen. Sie verdienen also im Gegensatz zur Maus und Ratte Schonung. Die Furcht mancher Menschen, die Fledermaus benässe die Haare auf ihren Köpfen, so daß diese davon kahl werden, ist eine große Torheit. Ebenso sind andere Meinungen, daß unsere Fledermäuse an den Zitzen des Milchviehs saugen, aus den Fingern gesogen.

brachten fast den ganzen Tag im Freien zu und machten „Ausflüge“ in der Nähe des Dorfes, in Feld und Wald, an den Fluß und wer weiß, wo sonst noch hin, um daselbst unsere lustigen Spiele zu

spielen oder „Naturforschungen“ zu machen, Fische, Krösch, Krebse, Insekten, Vögel und andere Tiere zu fangen usw. Da wir uns selbst überlassen waren, verliefen diese „Ausflüge“ und „Naturforschungen“ natürlich nicht immer oder, wie ich vielleicht besser sagen würde, natürlich immer nicht in regelrechter Ordnung: es wurde mitunter auch gezankt oder Tierquälerei getrieben.

„Wißt ihr was“, sagte an einem schönen Tage in jenem Frühling einer meiner Spielkameraden, der Hoffmanns Note, zu uns andern; „mit gehe halt niver in unser Schärer Mais fange“.

„In aier Schärer sin woll Mais?“ —

„Soviel, wie mr nor han will.“ —

„No, heida!“ —

Wir machten uns sofort auf den Weg. Am Jagdplatz angekommen, begannen wir die von den Mäusen zerstreuten Ueberreste eines Haufens, der infolge des frühen regnerischen Herbstes sitzen geblieben und erst im Frühjahr „ausgeritten“ worden war, nach unserem Wild zu durchsuchen. Wir brauchten gar nicht lange in dem Stroh- und Spreuzug herumzuscharren, als schon der Heinrichs Peter rief: „Do is jo eene, do is jo eene!“

„Wu, wu?“ erscholl es aus mehreren Kehlen zugleich.

„Ja, jekt hat sich des Mißgeburts schon widder vorschluppt.“ —

„Do is jo widder eene!“ vermeldete der Hoffmanns Note selbst.

„Do noch eene!“ rief fast gleichzeitig der Kruttsche Peter, der der Beherzteste war, sobald vor nichts zurückschreckte und auch keinen Mausebiß scheute, was bei dieser Gelegenheit klipp und klar zu sehen war; denn schon hielt er eine zappelnde Maus mit der leicht blutenden Hand am Schwänzchen empor, indem er mit Pachen sagte: „Do han ich den Daiwel; awer guckt nor mol: der hat mr in Finger gebiß.“

Auf eine Weile wurde die Jagd unterbrochen, um das niedliche kleine Wild zu mustern. Für eine Maus war es aber eigentlich gar nicht so klein; im Gegenteil, es schien eine ziemlich alte zu sein. Der Kruttsche Peter meinte sogar: „Des is n Großmutter.“

Warum kein Großvater, wußte ich damals als der kleinste und jüngste meiner Kameraden noch nicht und zu fragen, d. h. meine Dummheit oder Unwissenheit an den Tag zu legen, genierte ich mich.

Indem wir das Tierchen noch aufmerksam betrachteten, machte der Hoffmanns Note den Vorschlag: „Wir miste jo n Kästje beischaffe un die

Mais, wu mr fange, nindue. Do kenne mr mol siehe, was se angewe, warn paar beinanner sin.“

Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, und einer der Kameraden — ich kann mich nicht mehr entsinnen, wer — ging ins Dorf, um ein Kästchen zu holen.

„Bring aach Händsche mit odder paar alde Babbe, daß mr se sich um die Händ wickelt, sunst beiße em noch die Daiweljer, wie des Mißgeburts den Peter gebiß hat.“

Alles geschah nach dem aufgestellten „Arbeitsplan“. Es wurde leidenschaftlich Jagd auf die Mäuse gemacht, deren es in dem alten Stroh- und Spreuzug nicht wenig gab, und bald befand sich in dem Kästchen, das der Gesandte mitgebracht hatte, eine zweite Maus, die nicht gut befreundet mit der ersten zu sein schien; denn sie bißten und kratzten sich unter Gepiepe und Gepseife ganz abscheulich, was man mit eigenen Augen sehen konnte, wenn man den Deckel des Kästchens ein wenig klaffte.

Die Jagd ging weiter, und bald hatte man zu den beiden Gefangenen noch eine dritte gesperret, dann noch eine, dann noch eine, bis wir schließlich genug zu haben glaubten. Mit jeder neuen Gefangenen wurde der Skandal und der Krieg in dem Kästchen immer ärger. Wir blickten, indem wir den Deckel des Kästchens öffneten, fleißig in das Innere des Gefängnisses hinein und konnten bemerken, daß einige der Streitenden bluteten, aber deswegen nicht sanfter wurden, im Gegenteil, am rasendsten zu sein schienen. Es war eine abscheuliche Schlacht.

„Wart nor, die werre schon noch zahm werre, wann mir se schwemme“, versicherte der Kruttsche Peter.

Es ging nun ins Dorf zurück.

„No, wu schwemme mir se awer?“ —

„Ei, an unserem Brunne steht n Stänner mit Wasser un aach n Trog, wu mir se drin schwemme kenne“, erklärte der Heinrichs Peter.

„No, vorwärts!“ —

Am Brunnen angekommen, beratschlagte man noch:

„Wolle mr se all uf emol ninschmeiße?“ —

„Nee, net all uf emol! Mir browiere erscht, wie se schwimme kenne.“ —

„No, s is recht!“ —

Der Deckel des Kästchens wurde über dem Ständer geöffnet, eine Maus heraus- und ins Wasser hineinspringen gelassen. Sie ging unter, kam aber sofort wieder an die Oberfläche, schwamm an die Dauben des Ständers und versuchte, daran empor-

zuflettern, was ihr aber nicht gelang. Es währte nicht lange, und sie war ertrunken. Mit einer zweiten wurde ebenso verfahren, und wir hätten diese unsere Tierquälerei wahrscheinlich auf diese Weise fortgesetzt, bis die letzte Maus wie die erste erfäuft gewesen wäre. Aber da kam Heinrichs Peters Mutter, die unier Treiben gesehen hatte, herbei und verwies es uns, indem sie sagte: „Vorsetzt je gleich all uf emol odder gebt se die Raße! Wann aach die Mais schädliche Diere sin, därf mr se doch net unnetig quäle.“

Rücken scheint ihre Farbe ins Rostbraune, geht aber nach den Seiten zu in Gelblichgrau über; unten ist sie scharf abgesetzt weiß. Die Ohren sind denen der Hausmaus ähnlich. Die Waldmaus findet sich in ganz Europa und Mittelasien vor, besonders am Waldesfaum, in Gärten und Feldern, wo sie sich von Nüssen und andern Baumsfrüchten, Getreide, kleinen Tierchen, sogar Vögeln nährt; auch durch Benagen junger Bäumchen richtet sie Schaden an. Sie ist eine Meisterin im Laufen, Springen und Klettern. Zwei- bis dreimal bringt sie je 4—6 nackte Junge zur Welt. Ihre Vermehrung ist also nicht so groß wie die der Hausmaus; auch richtet jene schon an und für sich keinen so großen Schaden an wie diese.

Die Hausmaus (*mus musculus* L.) hat eine Länge von 9 cm und einen Schwanz, der ebensolang ist. Ihr weiches Haarleid ist oben grauschwarz, unten hellgrau. Die Füße und die Zehen sind gelblichgrau, die Sohlen ganz nackt. Es gibt auch ganz schwarze, weißgefleckte und weiße Mäuse. Die Ohren sind kurz, an den Kopf gedrückt und bedecken fast die Augen. Ihre Heimat ist Europa, von wo sie sich jedoch über die ganze bewohnte Erde verbreitet hat. Sie wohnt in den Häusern, im Sommer aber auch auf Feldern und in Gärten. Sie gräbt sich Höcher, in denen sie für ihre Jungen ein weiches Nest bereitet, zu welchem guten Zweck sie Kleider, Betten, Bücher und dgl. zernagt. Dadurch richtet sie oft noch größeren Schaden an als durch ihre Naschhaftigkeit. Sie ist sehr lebhaft und flink, springt und klettert gut, schwimmen jedoch kann sie nicht weit, und das nur mit Aufgebot aller Kräfte. Das Weibchen bringt jährlich drei- bis fünfmal (22—24 Tage nach der Paarung) 4—8 blinde und nackte Junge zur Welt. Infolge der starken Vermehrung wird also ihre Schädlichkeit noch größer. Zur Vertilgung der Mäuse hält der Mensch Ragen, gebraucht er Fallen oder wendet er Gift an. Terpentinöl soll auch ein gutes Mittel sein, die Mäuse fernzuhalten.

Die Acker- oder Erbsenmaus (*mus agrarius* Pall.) ist etwa 18 cm lang mit einem 8 cm langen Schwanz, von rostbrauner Farbe auf der Oberseite, häufig auch noch mit schwarzen Streifen auf dem Rücken; unten ist sie ebenfalls scharf abgesetzt weiß. Die Ohren bedecken nicht die Augen wie bei den beiden vorher genannten. Sie lebt in Mitteleuropa, vom Rhein bis zum westlichen Sibirien, auf Feldern, Wiesen und am Waldesfaum, wo man ihre Höcher antreffen kann; im Winter sucht sie Scheunen und andere Gebäude auf. Sie nährt sich hauptsächlich von Getreide und Insekten. Sie wirft im Jahre drei- bis viermal 4—8 Junge.

Die Zwergmaus (*mus minutus* Pall.) ist bloß 6,5 cm lang und hat einen fast ebenso langen Schwanz. Oben scheint ihre Farbe ins Braunrote, die Unterseite und die Füße sind weiß. Manche sind auch anders, dunkler oder heller, rötlicher, gelblicher usw. gefärbt. Die Ohren reichen nicht bis an die Augen. Sie lebt in ganz Mitteleuropa und Sibirien auf Feldern und Wiesen. Ihre Nahrung besteht aus Getreidekörnern, allerlei Sämereien und Insekten. Als Meisterin im Klettern und Nesterbauen baut sie ihr zierliches, kugelförmiges, etwa faustgroßes Nest mit einer seitlichen Öffnung bis 1 m über der Erde an Gebüsch, Niedgras, Rohr usw. und bringt darin ihre Jungen zur Welt. Sie soll zwei- bis dreimal 5—9 Stück Nachkommen erzeugen.

Die Hausmaus hat noch viele Verwandten; die hauptsächlichsten, bei uns vorkommenden sind:

Die Waldmaus (*mus sylvaticus* L.) Sie ist 20 cm lang, ihr Schwanz 11,5 cm. Auf dem



Im Verlage der Zeitschrift

„Unsere Wirtschaft“

er scheinen:

In deutscher Sprache:

**Bäume und Sträucher unserer
deutschen Wolgakolonien**

Von E. Meyer.

85 Seiten. Preis **60** Kop.,
mit Uebersendung **65** Kop.

**Zur Geologie des Gebiets der
Wolgadeutschen und dessen
nächste Umgebung.**

23 Seiten, mit einem Kartogramm
der Funde und zwei paläontolo-
gischen Tabellen.

Von Bergwerkingenieur A. Busik.

Preis **30** Kop.
mit Uebersendung **35** Kop.

„Unsere Emigranten“

Von G. Dummer.

63 Seiten. Preis **25** Kop.
mit Uebersendung **30** Kop.

In russischer Sprache:

Житняк и его культура на
Юго-Востоке Европейск. России.

Состав. П. Н. Константинов.
66 страниц

Preis **30** Kop.
mit Uebersendung **35** Kop.

Борьба с засухой по данным
Краснокутской опытн. станции.

Состав. П. Н. Константинов.
71 страница.

Preis **50** Kop.
mit Uebersendung **55** Kop.

Меннониты Кеппентальского
района Обл. немцев Поволжья
в бытовом и хоз. отношении.
С 14 рисунк., одним планом и
19 диаграммами.

Состав. В. Г. Зюрюкин.
212 страниц.

Preis **2** Rbl.
mit Uebersendung **2** Rbl. **20** K.

Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsführung der
Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“,

Вокровск, Коммунаренплаз Nr. 4.

Die illustrierte Zeitschrift
„Unsere Wirtschaft“
(3. Jahrgang)

bietet ihren Lesern die verschiedensten Aufsätze über Wirtschaft, Landwirtschaft und Kooperation, sowie Wissenschaft, Kultur und Technik.

Alle Aufsätze sind allgemein verständlich gehalten und werden womöglich durch Bilder und Zeichnungen illustriert. Außerdem bringt die Zeitschrift Erzählungen, Gedichte, Rätsel und ähnliche Unterhaltungslektüre, sowie auch leichte Theaterstückchen für Erwachsene und Kinder.

In einem Jahr erhält der Leser 24 Nummern mit ungefähr 700 Seiten Textes. Jede Nummer enthält eine kostenlose Beilage:

„Naturbilder aus unserem Gebiet“,

in denen die Pflanzen- und Tierwelt unseres Gebiets dem Leser vor Augen geführt wird.

Diese Beilage gibt im Laufe eines Jahres 96 Seiten Text und bildet einen fühlbaren

Beitrag zur Heimatkunde unseres Gebiets.

Außerdem erhalten diejenigen, die die Zeitschrift auf ein ganzes Jahr vorab bestellen als zweite kostenlose Beilage die Broschüre:

„Zur Geologie des Gebiets der Wolgadeutschen und dessen nächster Umgebung“
von Bergwerkingenieur A. Busff.

Der Bezugspreis der Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“ mit beiden kostenlosen Beilagen: „Naturbilder aus unserem Gebiet“ und für die Jahresbezieher „Zur Geologie des Gebiets der Wolgadeutschen“ beträgt

vierteljährlich 1 Rbl 25 Kop., für das ganze Jahr 5 Rbl.

Die Beilage „Zur Geologie“ wird versandt: Wenn der Jahresbetrag sofort eingesandt wird oder nach Einsendung des Bezugspreises für das zweite Halbjahr.

Demjenigen, der unserer Zeitschrift 5 neue Leser gewinnt, wird „Unsere Wirtschaft“ mit beiden Beilagen kostenlos zugesandt.

Bestellungen sind zu richten: An die Geschäftsführung der Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“, Pokrowsk, Kommunarenplatz Nr. 4.